



LE BEN DIG

Jubiläumsausgabe
1916 – 2016

Stiftung Gott hilft
100 Jahre sozial.engagiert.

Index

1. Einleitung

1.1	Editorial (Bruno Müller)	5
1.2	Geschichte der Stiftung Gott hilft (Bernhard Heusser)	6
1.3	Testimonial (Eveline Widmer-Schlumpf)	9

2. Pädagogik

2.1	Geschichte der Pädagogik im Kontext (Christine Luchsinger)	11
2.2	Pädagogische Leitlinien (Martin Bässler)	14
2.3	Stimmen Ehemaliger	14
2.4	Interview Kinder- und Jugendhilfe (Martin Bässler)	15
2.5	Alltagsflash	16
2.5.1	Sozialpädagogin (Simon Bühler)	16
2.5.2	Lehrerin (Rahel Wyss)	16
2.5.3	Familienbegleiterin (Rahel Reinhard)	17
2.5.4	Schulsozialpädagogin (Andreas Hirzel)	17
2.5.5	Field Directors GHU (Urs und Ursula Klauser)	17
2.6	Testimonial (Karl Diethelm)	18
2.7	Angebote auf einen Blick	19

3. Theologie und Spiritualität

3.1	Spiritualität und Professionalität (Daniel Zindel)	21
3.2	Interview Beratungsstelle Rhynerhus (Käthi Zindel)	22
3.3	Interview Paladina (Debora und Mario Mosimann)	23
3.4	Alltagsflash	24
3.4.1	Psychotherapeutin (Angela Schmidt)	24
3.4.2	Rezeptionistin (Teresa Roth)	24
3.5	Testimonial (Wilf Gasser)	25

4.	<u>Altersarbeit</u>	
4.1	Altersarbeit im Wandel (Trudi Roider)	27
4.2	Alltagsflash	28
4.2.1	Technischer Dienst (Christian Bösch)	28
4.2.2	Pflegefachfrau (Susanna Follack)	28
4.3	Interview Serata (Rolf Roider)	29
4.4	Testimonial (Christian Rathgeb)	31
5.	<u>Aus- und Weiterbildung</u>	
5.1	Mehr als eine Ausbildung (Andrea Grossen)	33
5.2	Interview Traumapädagogik (Martin Zysset)	34
5.3	Alltagsflash	35
5.3.1	Studentin (Rahel Fritschi)	35
5.3.2	Student (Alex Preis)	35
5.3.3	Dozentin (Martina Ammann-Caglia)	35
5.4	Testimonial (Johannes Flury)	35
6.	<u>Ausblick</u>	
6.1	Aufbruch nach vorne (Daniel Zindel)	37
6.2	Interview Geld und Geist (Michael Wyss)	38
	Bildstrecke (Seiten 40–57)	40

1.0 Einleitung

Editorial

Geschichte der Stiftung

Testimonial

1.1 Editorial (Bruno Müller, Präsident Stiftungsrat)

Mit Gottes Hilfe ins zweite Jahrhundert

Innovation und Hingabe prägten die Entwicklung der Stiftung Gott hilft. Die Geschichte begann im Kleinen. Während der notvollen Kriegsjahre hatten ein Heilarmeeoffizier und seine Frau das brennende Verlangen, für die verarmten und hilfsbedürftigen Kinder etwas zu tun. «Das Predigen fiel mir immer schwerer. Wie sollte ich noch weiter reden von Liebe, Glaube und Hoffnung, wenn doch niemand sein Christentum beweisen wollte.» Am 15. September 1916 gründeten sie mit nur wenigen Habseligkeiten das erste Kinderheim in Felsberg.

Heute ist die Stiftung Gott hilft 100 Jahre alt. Jede Generation orientierte sich an der Not der Zeit und entwickelte ihre Dienste weiter. Entstanden ist ein Sozialwerk, das an Brennpunkten der Gesellschaft Hilfestellungen und Angebote für deren schwächste Glieder anbietet. Die Stiftung Gott hilft erbringt ihren Auftrag mit hoher Professionalität in Verbindung mit der christlichen Spiritualität.

Sie halten die Jubiläumsausgabe zum 100-jährigen Bestehen der Stiftung Gott hilft in den Händen. Die Ausgabe enthält einen geschichtlichen Überblick und berichtet über die heutigen Tätigkeitsfelder. Mitarbeiter nehmen uns mit in den Alltag, Ehemalige berichten aus ihrem Leben und die Sicht von Behörden rundet den Inhalt ab.

Im Jubiläumsjahr finden verschiedene Veranstaltungen statt. Der Auftakt bildete der Neujahrsapéro mit allen Mitarbeitenden und Freunden der Stiftung. Mit einer Ausstellung und einer Buchvernissage wird der Öffentlichkeit ein historischer Rückblick gegeben. Der Höhepunkt des Jubiläumsjahres bildet der offizielle Festakt mit anschliessendem Campusfest am 10. September in Zizers. Ich lade Sie herzlich ein, an den Festivitäten teilzunehmen und mit uns zu feiern.

Die Stiftung Gott hilft steht am Anfang ihres zweiten Jahrhunderts. Die gesellschaftlichen Entwicklungen sind global geworden, Werte sind im Umbruch, der Kostendruck erfordert Kreativität in unserer Arbeit. Wie sich die Herausforderungen in den nächsten Jahren konkret stellen, wissen wir nicht. In allen Unsicherheiten finden wir Vertrauen in unserer Geschichte. Oder wie der Theologe und Dichter Jochen Klepper es ausdrückte: «Der du allein der Ewige heisst, und Anfang, Ziel und Mitte weist im Fluge unserer Zeiten: Bleib Du uns gnädig zugewandt und führe uns an deiner Hand, damit wir sicher schreiten.»

1.2 Geschichte der Stiftung Gott hilft (Bernhard Heusser)

Die Geschichte von Glauben und Tun

Seit jeher hat die Stiftung Gott hilft viele verschiedene Facetten und Gesichter. Am Anfang stehen Emil und Babette Rupflin. Und ihr Wunsch, nicht nur vom Glauben zu sprechen, sondern ihm Taten folgen zu lassen. Der Rest ist Geschichte.

Täter des Wortes

Die Welt erinnert sich zurzeit an die Ereignisse und Nöte des 1. Weltkrieges von 1914 bis 1918, also vor 100 Jahren. Gleichzeitig, 2016, feiert die Stiftung Gott hilft ihr 100-jähriges Bestehen. Wo liegt der Zusammenhang? In Chur wirken in den Kriegsjahren Emil und Babette Rupflin-Bernhard als Heilsarmee-Offiziere. Immer stärker bedrückt sie die Not armer Familien und heimatloser Kinder, denen sie in ihrer Arbeit begegnen. «Wir mussten erkennen, dass weder die Heilsarmee noch die in Chur wirkenden gemeinnützigen Vereine in der bösen Kriegszeit wagten, auch nur das kleinste Heim für arme Kinder zu schaffen. [...] Das Predigen fiel mir immer schwerer. Was sollte ich da reden von Liebe, Glauben, Hoffen, wenn doch niemand sein Leben mit der Tat beweisen wollte?» Die Not der Kinder treibt Rupflins über Wochen um. Im Gespräch mit Gott versteht Rupflin, dass Gott ihn auffordert, selbst etwas zu tun: «Nicht Gold und nicht Silber will ich von dir. Nicht ein grosses Haus, das du nicht besitzt. Gib mir dein Herz für diese armen Kinder! Gib mir dein Vertrauen! Alles andere will ich hinzufügen.» Obwohl dies für ihn bedeutet, alle Sicherheiten aufzugeben und aus der Heilsarmee auszutreten, und obwohl er noch nicht weiss, wie seine eigenständige Frau sich entscheiden wird, beschliesst er, der Aufforderung, die er von Gott her spürt, zu folgen und sich auf eine neue Aufgabe vorzubereiten. Er wird aufmerksam auf eine kleine, leerstehende Glockengiesserei in Felsberg, die er, zwar ohne Geld, aber mit Vertrauen auf Gott, mietet. Zusammen mit seiner Frau und zwei Freundinnen, die den Auftrag mit ihm teilen, ziehen sie am 21. August 1916 in Felsberg ein und weihen sich Gott bewusst für die neue Aufgabe im Dienst an heimatlosen Kindern. «Mutter am Sterben. Vater muss in Militärdienst. Können Sie nicht sofort vier oder fünf Kinder aufnehmen?», wurden sie bald angefragt. Schnell füllte sich das kleine Kinderheim und das Nachbarhaus musste zugemietet werden, um den Anfragen einigermaßen gerecht zu werden. 1918 zeigte sich, dass es etwas Grösseres werden sollte: Das Schulheim Zizers kam dazu, weitere Heime folgten.

Weniges scheint Emil Rupflin (1885–1966) dafür zu prädestinieren, Kinderheimgründer und Leiter eines weit verzweigten Werks zu werden. Als Jugendlicher verlässt

er die Schule, wird von Neid und Minderwertigkeitsgefühlen zerfressen, bricht auch seine Lehre ab. Wegen eines Alkoholproblems seines Vaters gerät die Familie in Armut und zieht von Lindau (D) in die Schweiz. In Zürich begegnet er der Heilsarmee und gewinnt da Zugehörigkeit, Hoffnung und Vertrauen zu Gott. Er wird mehr und mehr heil und macht die Ausbildung zum Heilsarmee-Offizier. Er verändert sich, öffnet sich der Not der anderen und setzt sich für sie ein. Chur wird sein dritter Einsatzort. Unterdessen hat er Babette Bernhard, ebenfalls Heilsarmee-Offizierin, geheiratet. Miteinander haben sie einen Sohn, Samuel, der später in der Stiftung mitarbeitet.

Eindrücklich ist, wie Rupflin als Autodidakt lernt: Er liest viele Biographien, unternimmt als interessierter Besucher Reisen in verschiedene Heime im In- und Ausland und hält genau fest, was er gelernt hat. Er nimmt sich Zeit für das intensive Gespräch mit Gott. Was er als richtig erkannt hat, setzt er sogleich konsequent um. Erziehungsschule Gottes nennt Rupflin den Prozess, in dem er mehr und mehr lernt und sich selbst und die Arbeit weiterentwickelt. Seine Frau ist ihm ein kritisches Gegenüber, das ihren initiativen Mann immer wieder auf den Boden der Realität holt, ihm aber gleichzeitig auch Ermutigung und Stabilität gibt.

Er ist nun zwar vor allem Leiter der Stiftung und Erzieher, bleibt daneben aber stets auch Verkündiger des Evangeliums. In vielen Vorträgen in Kirchen, Gemeindegottesdiensten und bei Fachgremien berichtet er immer wieder «von den wunderbaren Taten Gottes».

Zusammen arbeiten und glauben

Das Kinderheim in Felsberg hatte von keiner Seite eine feste Unterstützung. Mitarbeitende und Kinder lebten aus dem Vertrauen, dass Gott sie täglich mit dem Notwendigen versorgen würde. Es war selbstverständlich für die Mitarbeitenden, aber auch eine ökonomische Notwendigkeit, dass sie miteinander unter einem Dach lebten und alles teilten. Dabei machten sie die stärkende Erfahrung, «dass Gott hilft». Das prägte ihre Gemeinschaft und ihre Identität. Sie beteten jeden Morgen miteinander, teilten einander ihre Erfahrungen mit Gott an der Wochenschlussandacht mit und dankten dafür. Sie wurden ein Zuhause für heimatlose Kinder und arbeiteten in Haus und Garten als Selbstversorger für ihre Lebensbedürfnisse. Der erkannte Auftrag an heimatlosen Kindern, die genannten ökonomischen und pädagogischen Notwendigkeiten sowie Prägungen aus der Heilsarmee ergaben die Grundstrukturen der Arbeit in den Heimen der Stiftung Gott hilft. Es war nicht möglich, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einen Lohn auszurichten, aber sie sollten gemeinschaftlich das Notwendige für ihre Lebensbedürfnisse erhalten, dazu ein kleines Taschengeld für persönliche Bedürfnisse. Alle Mitarbeitenden leisteten damit gleichzeitig ihren Beitrag daran, dass den Kindern geholfen werden konnte. 1927 wurde die Rechtsform des Vereins der Kinderheime Gott hilft in eine Stiftung umgewandelt. Die Strukturen

Weniges scheint Emil Rupflin dafür zu prädestinieren, Kinderheimgründer und Leiter eines weit verzweigten Werks zu werden. Als Jugendlicher verlässt er die Schule, wird von Neid und Minderwertigkeitsgefühlen zerfressen, bricht auch seine Lehre ab.

«Das Predigen fiel mir immer schwerer. Was sollte ich da reden von Liebe, Glauben, Hoffen, wenn doch niemand sein Leben mit der Tat beweisen wollte?»

Während einigen Jahren wurde Mitarbeitenden bei der Aufnahme ein Ring mit dem Symbol des Elia mit Fleisch versorgenden Raben angelegt als Zeichen, dass alle Fürsorge von Gott erwartet und geschenkt wird.

wurden mehr und mehr ausformuliert. Mitarbeiterschaft in der Stiftung wurde als Lebensberufung verstanden, die Bedingungen mussten demnach einem Lebensentwurf folgen. Ein Probejahr und vier Jahre als Helfer gingen der Aufnahme in die Mitarbeiterschaft voran. Wer dann aufgenommen wurde, konnte zwar rechtlich noch kündigen, die Erwartung war aber eher, dass man gemeinschaftlich arbeitete bis zum ebenfalls gemeinschaftlich zu verbringenden Ruhestand. Die Stiftung verpflichtete sich, für die Lebensbedürfnisse (inkl. Kleider, Ferien, Steuern, Versicherungen) aufzukommen – auch im Alter. Während einigen Jahren wurde Mitarbeitenden bei der Aufnahme ein Ring mit dem Symbol des Elia mit Fleisch versorgenden Raben angelegt als Zeichen, dass alle Fürsorge von Gott erwartet und geschenkt wird. Eine einheitliche Einkleidung der Mitarbeitenden wurde von Rupflin geprüft, aber wieder verworfen. In den Grundsätzen der Stiftung Gott hilft bezeichnete Rupflin die Mitarbeitenden als Säulen und Träger der Verantwortung. Im Stiftungsrat waren sie bis 2003 stets mit einem Mitglied in der Mehrzahl und hatten so die Möglichkeit, aktiv an der Ausgestaltung ihrer Arbeits- und Lebensformen mitzuwirken. Diese waren denn auch immer wieder in Veränderung. Welche Aufträge sollten angegangen werden? Was waren echte Bedürfnisse, für welche die Stiftung aufkommen sollte?

In den Achtzigerjahren setzten sich die Mitarbeitenden mit ihrer Lebensform auseinander, z. B. mit der Frage, ob «Gott hilft» denn eine Kommunität sei. Deutlich wurde festgehalten, dass nicht das gemeinschaftliche Leben im Zentrum stehe. «Gott hilft» war stets eine Auftragsgemeinschaft, das gemeinsame Leben sollte der Erfüllung des Auftrags, ein gutes Zuhause auf Zeit zu sein, dienen. Viele der Mitarbeitenden sahen ihren Einsatz als Berufung für eine bestimmte Zeit, nicht aber als Lebensentwurf.

«Wir handeln spirituell, menschlich, fachlich und wirtschaftlich. Im Zusammenführen dieser Aspekte und im Praxisbezug wollen wir wegweisend sein.»

In den Neunzigerjahren wurde immer deutlicher, dass die diakonische Dienststruktur unter den Anforderungen des modernen Sozialstaates und den veränderten Lebensgewohnheiten an ihre Grenzen stiess. Viele Revisionen der Arbeitsbedingungen konnten die Probleme nicht lösen. Unter dem Stichwort «neuer Wein in neue Schläuche» wagte die Stiftung auf Ende 2002 hin den Umbau vom Bedürfnis- zum Leistungslohnsystem. Damit löste sie sich aus der Verpflichtung, für den Ruhestand aller Mitarbeitenden aufkommen zu müssen (Verpfändung). Mitarbeitende wurden eigenständiger in ihrer Lebensführung. Die Mitarbeit nur eines Partners, Teilzeit-Arbeitsverhältnisse und Wohnen ausserhalb der Betriebe wurden möglich. Die Umstrukturierung brachte eine Verdoppelung der Lohnsumme, die neuen Arbeitszeitbedingungen und eine differenziertere Arbeitsweise ein Anwachsen der Mitarbeiterzahlen auf heute ungefähr 270 Mitarbeitende bei ca. 180 Vollzeitstellen. Bei so viel Veränderung galt es, Werte wie die gemeinsame christliche Spiritualität der Mitarbeitenden als Grundlage, Verlässlichkeit und Beziehungsangebote in der Arbeit, eine gewisse «Gott hilft»-Identität der Mitarbeitenden zu erhalten und zu stärken. In einer Charta der Mitarbeitenden wurden die verbindenden und verbindlichen Eckwerte herausgearbeitet. Im Leitbild wurde das aktuelle Profil der Stiftung festgelegt: «Wir handeln spirituell, menschlich, fachlich und wirtschaftlich. Im Zusammen-

führen dieser Aspekte und im Praxisbezug wollen wir wegweisend sein.» Die gesamte Organisationsstruktur der Stiftung wurde in der Folge den aktuellen Erfordernissen so angepasst, dass dies möglichst gut umgesetzt werden konnte.

Die Anforderungen an die Stiftung Gott hilft haben sich verändert. Die pädagogischen Betriebe erfüllen Leistungsaufträge der Öffentlichkeit, andere Betriebe bestehen im offenen Markt. Geistliche Aufträge wie Seelsorge, Beratung oder die Arbeit mit Kriegs- und AIDS-Waisen in Uganda müssen durch die Stiftung selbst resp. durch Spenden finanziert werden. In diesem Umfeld ist eine gut und christlich motivierte, für ihre Aufgaben ausgebildete Mitarbeiterschaft an der Arbeit und findet ihren Weg, qualifizierte und professionelle Arbeit zu leisten.

Der Gott hilft-Baum – ein Unikum

Wer die Stiftung Gott hilft mit ihren verschiedenartigen Betrieben wie Alterszentrum, Schulheimen, Hotels anschaut, mag erstaunt sein über die Unterschiedlichkeit, die da zusammengehört. Der folgende Abschnitt versucht aufzuzeigen, dass dahinter Zusammenhänge und sinnvolles Wachstum stehen, aber auch ein Prozess von Diversifizierung, Differenzierung und Professionalisierung.

Schon kurz nach der Eröffnung des Kinderheims Felsberg war die Nachfrage so gross, dass eine Nachbarliegenschaft dazugemietet werden musste. Als Rupflin 1918 das Haus Marin mit dazugehörigem Bauernhof sehr günstig angeboten wurde, zögerte er daher nicht lange und griff zu: Hier konnte noch mehr Kindern geholfen werden. Damit aber war aus einem Heim eine Kinderheim-Organisation geboren worden, deren Sitz bis heute in Zizers liegt. Die Anzahl der Kinder in Zizers – zeitweilig bis 80 – überforderte die Dorfschule. Das Heim musste eine eigene Schullösung finden. Dies geschah zuerst in einem alten RhB-Wagen, dann ab 1924 im neu erbauten Schulhaus. Überaus viele Aufnahmegesuche und die Anfrage um Übernahme der Anstalt Foral in Chur als Geschenk führten 1927 zu einer Ausweitung der Tätigkeiten. Durch Schenkungen und Übernahmen kamen von 1930 bis 1935 sieben weitere Heime in Zizers, Igis, Says, Sent, Herisau Hinterforst und Tamins dazu, was eine fast explosionsartige Erweiterung, aber auch Führungskrisen mit sich brachte, die bewältigt werden mussten. Nach 20 Jahren wurden in den verschiedenen Heimen 246 Kinder versorgt!

1934 beschäftigt sich Rupflin stark mit der Not der vielen Kinder, die wegen Alkoholnot in ihren Familien platziert werden mussten. Er war überzeugt, dass nicht nur diesen Kindern, sondern ihren Eltern, ja der ganzen Gesellschaft, geholfen werden musste. Da er im Kinderheim in Igis die notwendigen Räume hatte und in Fritz Wittwer den dafür begabten Leiter, begann er dort Kurse, Bibelwochen und Besinnungswochen für Alkoholranke und ihre Angehörigen in Zusammenarbeit mit

dem Blauen Kreuz anzubieten. Auch ein danach jährlich stattfindendes Jugendbibeltreffen wurde angeboten. Der «Evangeliums-Dienst Gott hilft» war geboren als ergänzendes Angebot zur Erziehungsarbeit, vorläufig noch im Nebenamt, ab 1942 dann als Arbeitszweig.

Nach einer Studienreise, die ihn in die Heime von Schwester Eva von Tiele-Winckler in Oberschlesien geführt hatte, kam Rupflin zurück und machte sich daran, all seine grösseren Heime umzugestalten in familienähnliche, überschaubare Gruppen mit eigenem Wohnraum, geführt von einer konstanten «Familienmutter». Fortan sprach er von Familienheimen mit und ohne Schule. Nach 25 Jahren war die Zeit gekommen, das Versprechen der Stiftung für die Fürsorge auch im Alter der Mitarbeitenden umzusetzen. In Zizers wurde mit dem Haus Bethanien ein erstes «Feierabendhaus» errichtet – der Beginn der Altersarbeit.

In den 1940er-Jahren werden der Stiftung zwei weitere Liegenschaften in Herrliberg und Herisau als Heime zur Verfügung gestellt. Zum Heim Herrliberg gehört auch eine Stiftung, deren Vermögen dem Gott hilft ebenfalls zukommt. In weiser Voraussicht wurde ein grosser Teil dieses Geldes in einem Altersfürsorge-Fonds für Mitarbeiter angelegt, die Stiftung Traugott, welche die Grundlage für die seit rund 40 Jahren obligatorische 2. Säule (BVG) bietet. Mit dem Erwerb von zwei Liegenschaften in Seewis bekam der Evangeliumsdienst einen Standort und mit Tagungen, Rüstzeiten, Seelsorge und Bibelwochen wuchs dieser Arbeitszweig zum Bibelheim, dem Vorläufer der Hotels der Stiftung. Im Tessin erwarb die Stiftung 1945 ein Haus (Dio aiuta) für ein Kinderheim, das jedoch ab 1960 auch als Bibelheim geführt wurde und heute, ergänzt durch das erworbene Centro Paladina, als Seminarhotel geführt wird.

In der Berichterstattung fällt auf, dass diesem Wachstum der Arbeit immer mehr Klagen über den Mangel an Mitarbeitenden gegenüber stehen. Die Pioniergeneration ist älter geworden, arbeitet jedoch weiter, teils auch über das Ruhestandsalter hinaus. Ein bis zwei Generationen an Mitarbeiter Nachwuchs fehlen weitgehend. Eine der prägenden Persönlichkeiten der Stiftung, Fritz Wittwer, stösst immer wieder das Thema der Mitarbeiter-Ausbildung an und veranstaltet dann 1959 auch erstmals ein Mitarbeiter-Seminar mit pädagogisch-psychologischen, geistlichen und kreativen Inhalten. Leider kann es nur dreimal durchgeführt werden. Erst 1965 startet mit der Gründung der Evangelischen Heimerziehereschule durch Dr. H. Zindel etwas Grundsätzliches zum Gewinn und zur Ausbildung von Erziehern für die Kinderheime. Obwohl zu Beginn gut die Hälfte der Absolventinnen und Absolventen eine Stelle in der Stiftung antraten, dauerte es infolge der altersbedingten Abgänge, der Verkleinerung der Heimgruppen und der Erweiterung der Erzieherteams noch viele Jahre, bis der Bedarf an Mitarbeitenden befriedigend gedeckt werden konnte. Aus der Heimerziehereschule entwickelte sich die heutige Höhere Fachschule für Sozialpädagogik (HFS Zizers) in Zizers, welche eine berufsintegrierte und eine Vollzeitausbildung anbietet.

Die Siebziger- und Achtzigerjahre waren Jahre des personellen Aufbaus, der fachlichen Differenzierung und der Professionalisierung. Der wirtschaftliche Aufschwung

machte es möglich, den notwendigen Um- und Ausbau verschiedener Liegenschaften an die Hand zu nehmen. 1975 zogen die Mitarbeitenden im Ruhestand aus verschiedenen Häusern in das neue Altersheim in Zizers ein, das fortan auch externen Bewohnern offenstand. Zusammen mit den Alterswohnungen aus dem Jahr 1991 bildet es das heutige Alters- und Pflegezentrum Serata.

Ende der Siebzigerjahre ist die Betroffenheit über die Not der im Meer treibenden «Boat-People» im Chinesischen Meer in der Stiftung sehr gross. Sie entscheidet 1979, in einer geschenkten Liegenschaft in Stäfa einer Gruppe Jugendlicher aus Ostasien eine neue Heimat zu geben. Eine erste sozialpädagogische Pflegefamilie hat damit gestartet, bald folgen vier weitere mit Schweizer Kindern, die eine langfristige Platzierung brauchen. Es entsteht der Verbund der Sozialpädagogischen Pflegefamilien.

Mehrere Mitarbeitende mit psychologischen und psychotherapeutischen Weiterbildungen beginnen in den Neunzigern, nebenberuflich Beratungen unter Einbezug des christlichen Glaubens anzubieten. 1995 werden diese Bemühungen zusammengefasst und erweitert in der Beratungsstelle Rhynerhus in Zizers, das fortan Seelsorge, Lebens- sowie Ehe- und Familienberatung anbietet. Seit 2005 wird von hier aus auch das Elterncoaching, halbjährige Kurse für Erziehende, angeboten.

Aus dem Bewusstsein heraus, dass es uns in der Schweiz sehr gut geht, viele Menschen in anderen Ländern jedoch in grosser Not leben, sammeln die Mitarbeitenden über einige Jahre Geld für Entwicklungsprojekte in der Dritten Welt. Um noch mehr zu tun, beschliesst die Stiftung 1999, God helps Uganda (GHU) zu gründen. Dieses Entwicklungsprojekt für AIDS-Waisen und Kriegswaisen der Bürgerkriege, die bis 2005 andauerten, begleitet 5 Pflegefamilien mit je 12 Kindern und Jugendlichen. Weitere 200 Waisenkinder erhalten Unterstützung durch das Familienermutigungsprogramm FEP.

Die Bemühungen, möglichst viele Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen in die öffentlichen Schulen zu integrieren, haben die Aufgaben der pädagogischen Betriebe der Stiftung verändert. Zwar braucht es ihre Angebote nach wie vor, sie müssen aber möglichst flexibel und durchlässig sein. Tagesstrukturen, halbambulante und ambulante Angebote sind gefragt. In den erweiterten Aufgaben brauchen andererseits die öffentlichen Schulen Unterstützung. Die pädagogischen Betriebe haben sich zur verbesserten Zusammenarbeit zum Pädagogischen Kompetenzzentrum PKZ der Stiftung zusammengeschlossen. Als Ergänzung wurde die Sozialpädagogische Fachstelle geschaffen, welche Sozialpädagogische Familien- und Erziehungsberatung, sozialpädagogische Familienbegleitung und Schulsozialarbeit unter einem Dach anbietet und neue pädagogische Angebote entwickelt. Ebenso begleitet und vermittelt sie auch Pflegeplatzierungen. Neu werden im Auftrag des Kantons Graubünden seit 2015 unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA) an Pflegeplätze vermittelt, um ihnen ein Zuhause zu ermöglichen und ihnen zu helfen, den Einstieg ins schweizerische Schul- und Bildungssystem zu finden.

Die Bemühungen, möglichst viele Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen in die öffentlichen Schulen zu integrieren, haben die Aufgaben der pädagogischen Betriebe der Stiftung verändert. Zwar braucht es ihre Angebote nach wie vor, sie müssen aber möglichst flexibel und durchlässig sein.

1.3 Testimonial
Eveline Widmer-Schlumpf, alt Bundesrätin

–

Das Kinderheim Gott hilft war für mich als Mädchen ein wunderbarer Begegnungsort. Heute ist für mich die Stiftung Gott hilft im Kanton Graubünden als verlässliche Partnerin zur Lösung von sozialen Fragen nicht mehr wegzudenken.

Ich wünsche der Stiftung weiterhin Mut und Kraft, sich generationen- und kulturübergreifend für Menschen einzusetzen, die Hilfe benötigen.

–

2.0 Pädagogik

Geschichte der Pädagogik

Pädagogische Leitlinien

Stimmen Ehemaliger

Interview Kinder- und Jugendhilfe

Alltagsflash

Testimonial

2.1 Geschichte der Pädagogik im Kontext (Christine Luchsinger)

Durch die Augen der Zeit

«Wir sagten uns, wenn Kinder kommen und vorerst nicht genug Betten vorhanden sind, dann machen wir aus Kisten Schlafstätten und füllen sie mit Laubsäcken; wenn nur arme Kinder ein Heim finden, wo sie mit Liebe umgeben im Sinne Jesu erzogen werden können.»

Wie stellt man 100 Jahre sozialpädagogisches Arbeiten im Kontext der jeweiligen Zeitepoche dar? Wir haben uns für Geschichten entschieden. Für vier genauer. In völlig verschiedenen Zeiten. Und auch wenn die Geschichten konstruiert* sind, so sind sie doch nicht frei erfunden. Alle haben ihren Ursprung in einem echten Zitat von Personen aus der damaligen Epoche.

*Jede Geschichte wird jeweils aus der Optik eines Kindes oder eines Jugendlichen, einer Betreuungsperson und den Eltern erzählt.

Warmes Nest 1916

«Das Leben bestand aus Schule und Arbeit. [...] Jeden Mittwoch- und Samstagmittag arbeiteten wir. [...] Die Mitarbeiterkinder mussten genauso arbeiten.»

In den Vorkriegs-, Kriegs- und Zwischenkriegsjahren kam Armut in der Schweiz oft vor. Es existierten weder Arbeitslosen-, noch Invaliden-, Alters- oder Hinterbliebenenversicherungen. Hunger und Alkoholismus waren weit verbreitet. Kinder armer Familien waren in den Kinderheimen übervertreten. Es war für eine Gemeinde billiger, die Kinder ins Heim zu geben, als die ganze Familie zu unterstützen. Das Kostgeld betrug zwischen 50 Rappen und 1 Franken pro Tag. Beiträge von der öffentlichen Hand gab es nicht. Die Gott hilft-Heime nahmen immer wieder Kinder auch «um Jesu Willen», d. h. ohne Kostgeld auf. Arme Kinder waren an Selbstständigkeit gewöhnt, sie halfen von klein an mit, Geld zu verdienen. Da sie oft unbeaufsichtigt waren, lebten sie nach eigenen Regeln. In den Kinderheimen wollte man sie «unter christlichem Einfluss zu brauchbaren Menschen» erziehen. Dies bedeutete: weiterhin viel arbeiten, aber auch gehorchen und sich unterordnen. Diese Werte galten allgemein, nicht nur in Kinderheimen. Von 1916 bis 1945 gründete Gott hilft 14 Kinderheime mit Platz für ca. 330 Kinder.

Kind

«Das Leben bestand aus Schule und Arbeit. [...] Jeden Mittwoch- und Samstagmittag arbeiteten wir. [...] Die Mitarbeiterkinder mussten genauso arbeiten.»

Ich gehöre seit 4 Jahren zur Bienenfamilie. Wir sind 12 Kinder. Das Zimmer teile ich mit Rolf und Sami, der ist mein Freund. Sami wird viel bestraft, weil er ins Bett macht. Wenn es ans Holzen geht, freuen wir uns. Im Wald sind wir am freisten. Beim Kartoffeln-Austun haben wir es streng. Aber das ist mir alles noch lieber als die Schule. Weil ich das Rechnen nicht begreife, lernt Onkel Paul fast jeden Tag zusätzlich mit mir. Es ist schwer. Ich bekomme dann Heimweh. Aber eigentlich möchte ich nicht zurück. Ich habe Angst vor meinem Vater. Am liebsten höre ich den Geschichten zu, die uns Tante Hedwig manchmal am Abend vorliest, wenn wir Äpfel rüsten. Sie sagt immer, wenn ich an Jesus glaube, wird alles leichter. **Walti, 10**

«Es ist niederträchtig, dass sie mir auch den Walti weggenommen haben. Der hätte bald einen Zuverdienst nach Hause gebracht, was weiss Gott nötig gewesen wäre. Was hätte ich denn machen sollen?»

Betreuer/in

«Wir sagten uns, wenn Kinder kommen und vorerst nicht genug Betten vorhanden sind, dann machen wir aus Kisten Schlafstätten und füllen sie mit Laubsäcken; wenn nur arme Kinder ein Heim finden, wo sie mit Liebe umgeben im Sinne Jesu erzogen werden können.»

Wie verwahrlost Walti war, als er uns gebracht wurde! Dem äusseren Elend wurden wir mit einem Bad rasch Herr – aber dem inneren! Selbst kleine Kinder sind unbändig und frech. Von Dankbarkeit keine Spur. Kürzlich wurde wieder eins von seiner Mutter entführt. Aber man hängt doch sein Herz an die Kinder. Wie tröstlich, wenn ich einem – wie jetzt Walti – Gottes Liebe näherbringen kann. Hätte ich nur mehr Zeit für die Kinder! Aber die Sorge um das tägliche Auskommen frisst meine ganze Kraft. Als ich ihn gestern bei einer Lüge erappte, wusste ich nicht ein und aus. Jetzt muss er 10 Nächte allein im Dachstock schlafen. Gott hilf mir, ich habe kein gutes Gefühl dabei. Es ist ein Kampf, jeden Tag. Gott, gib mir die Kraft dazu! **Tante Hedwig**

Eltern

«Der Vater ist nicht nur sehr roh und schlägt oft seine Frau, sondern er gibt auch den Kindern, das älteste ist 10 Jahre und das jüngste 9 Monate alt, Schnaps zu trinken. Es ist höchste Zeit einzugreifen und die Kinder zu versorgen. [...] Wenn Sie nicht alle vier Kinder nehmen können, so doch wenigstens die Jüngsten.»

Es ist niederträchtig, dass sie mir auch den Walti weggenommen haben. Der hätte bald einen Zuverdienst nach Hause gebracht, was weiss Gott nötig gewesen wäre. Was hätte ich denn machen sollen? Nichts zu essen im Haus, gar nichts. Mit einem Tröpfchen Schnaps haben die Kleinen wenigstens aufgehört zu jammern. Ich hab immer Arbeit gesucht. Aber als Frau findet man nichts. Ich war auf der Heimatgemeinde – das war mein grösster Fehler. Das hat sie auf die Idee gebracht, mir die Kinder wegzunehmen. Hätte ich mich gewehrt, hätten sie mich in eine Anstalt gesteckt. Nicht einmal das Geld habe ich, meine Kinder zu besuchen. Es bricht mir das Herz. Aber das Kleine, das ich unter dem Herzen trage, gebe ich nicht her. **Mutter**

An einem Tisch 1938

Der Krieg war für die ganze Bevölkerung entbehrungsreich. Nach dem Krieg verbesserten Sozialversicherungen die Lebensverhältnisse deutlich zusammen mit einem langen wirtschaftlichen Aufschwung. Es herrschte Optimismus und man glaubte an Chancengleichheit. Die Schule wurde wichtiger, auch in den Kinderheimen. In den Gott hilft-Heimen nahm die Mitarbeit der Kinder in der Landwirtschaft langsam ab. Weiterhin erhielten die Heime viele Kinder lediger Mütter zugewiesen. Zunehmend wurden die Kinder als «schwererziehbar» bezeichnet – leichter zu erziehende Kinder wurden vermehrt in Pflegefamilien gegeben. Die Mitarbeitenden verfügten weiterhin über keine pädagogische Ausbildung. Zudem herrschte ein gravierender Mitarbeitermangel. Ab 1955 beaufsichtigte der Kanton Graubünden die Kinderheime. Aber auch dies verhinderte vorerst

nicht, dass Kinder in den Heimen (und in der Schule) weiterhin geschlagen und gedemütigt wurden. Die Stiftung Gott hilft reduzierte die Anzahl ihrer Heime auf 8, davon waren 3 Sonderschulheime. Auch die Anzahl der Kinder reduzierte sich zugunsten einer besseren Betreuung auf 210.

Kind

«Ich freue mich jedes Mal, wenn ich bei den Kleinsten Dienst tun darf. [...] Wenn ich morgens um 6 1/2 Uhr in die Stube komme, sind sie schon aufgenommen worden durch die Schwester und haben schon den Schoppen getrunken. Sie sind an der Arbeit auf ihrem Töpfchen. [...] Ich mache ihre Bettchen in Ordnung, die Schwester wäscht sie eines nach dem andern und ich darf sie anziehen.»

Wenn ich gross bin, möchte ich Kinder haben. Das ist besser, als in einem fremden Haushalt zu arbeiten. Aber das Haushalten habe ich hier gelernt. Seit ich bei den Kleinen mithilfe, ist mir wohler. Den Streit unter den grossen Kindern habe ich schlecht ertragen. Gott hat mein Gebet erhört; ich durfte einspringen bei den Kleinen, weil die junge Hilfe Hals über Kopf davonrannte. Die Tanten haben immer alle Hände voll zu tun. Sie sehen oft gar nicht, was alles los ist. Und dann passiert etwas und es wird geschlagen. Letzte Woche ist Max mit Annina abgehauen, sie wurden aber bald aufgegebelt. *Mit meinem Mann werde ich später hier einen Besuch machen, es ist ja so etwas wie meine Familie. Aber meine Kinder sollen nicht mitkommen. Selina, 15*

Betreuer/in

«Welche Freude machte mir ein Brief von Jon Deplazes. [...] Welche Wendung machte sein Leben gegenüber früher! Seine Mutter mausarm, der Vater ein Trinker, so kamen die 3 Buben ins Heim. Heute haben sie ein Haus, [...] und beide, er und die Braut, machen im Frühjahr den Doktor. Wechselnde Schicksale!» *Name geändert*

Es ist ein grosser Unterschied, ob ein Kind viele Jahre mit uns lebt oder ob es – wie es jetzt Mode scheint – nur für 2 Jahre zu uns geschickt wird. Selina ist hier aufgewachsen; ich kenne sie, seit sie 5 Jahre alt ist, und bin ihr wie eine Mutter. Wir beten jeden Abend zusammen und ich nahm sie auch schon in meine Ferien mit. Sie ist so schwach in der Schule, aber das will sie nicht sehen. Immer sind andere schuld. Doch sie ist auch ein feines Maitli. Gestern hat sie alle Kleinen mit Feldblumen bekränzt. Ich bin froh, habe ich nun mehr Zeit für sie, so bockt sie viel weniger. Sie nach der Konfirmation ziehen zu lassen, fällt mir schwer. Was wird wohl aus ihr? Aber sie weiss, dass sie jederzeit hierher zurückkommen kann. **Mueterli S.**

Eltern

«Die zweite Mutter ist kein Vorbild. Die Haare stehen einem zu Berge, was solche Töchterlein [...] alles anhören müssen von sexuellen Angelegenheiten.»

Ich habe mir das mit der Familie anders vorgestellt. Aber als meine erste Frau in der Nervenheilanstalt landete, brach alles zusammen. Wie hätte ich die Kinder allein erziehen sollen?! Dass ich sie zu den Schwiegereltern

brachte, hat alles verschlimmert. Besonders für Selina. So kam sie ins Heim. Ich gebe zu, meine zweite Frau erträgt die Kinder schlecht, wenn sie zu Besuch sind. Es ist mir drum lieber, sie kommen nicht. Niemand kann mir verwehren, dass ich nach all dem Ungemach auch noch etwas vom Leben haben will. Ob es Selina guttut, dass sie nun manchmal zu ihrer Mutter in die Klinik kann? Ich weiss nicht. Mit den Gott hilft-Leuten habe ich nichts am Hut, das ist nicht meine Welt. Selina ist mir drum auch fremd geworden. **Vater**

1968 Pendelschlag

Ein Wandel der Werte prägte diese Jahre. Die Bewegung von 1968 lehnte sich gegen die Erziehung zu Gehorsam und Unterordnung auf. Kinder sollten als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen werden. Die Schule wurde noch einmal wichtiger und die Kindheit spielte sich nun in einem Schonraum ab. Die Ablehnung der Körperstrafe führte zu einer Kritik an allen Kinderheimen.

Ein Kostgeld von 19 Franken pro Tag (1973) und eine veränderte Mentalität gegenüber Familien führten zu immer kürzeren Platzierungszeiten. Auch dies trug dazu bei, dass die Kinderheime umdenken mussten. Die Stiftung Gott hilft bot seit 1965 eine interne Ausbildung für Heimerzieher und -erzieherinnen an. Profis übernahmen die Erziehung der Kinder. Die Heimkinder wurden nun als «problembeladen, krank und schutzbedürftig» beschrieben. Die Zahl sonderpädagogischer Massnahmen stieg massiv. Oft unterstützte die IV eine Platzierung finanziell. Die Stiftung betrieb 5 Kinderheime, davon 3 mit einer Schule und den Verbund sozialpädagogischer Pflegefamilien mit 4–5 Familien. So bestanden Plätze für ca. 85 Kinder.

Kind

«Die jüngeren Kinder gehen bei uns um halb neun Uhr ins Bett. Bei uns wird es etwas später, weil ich schon zu den Grösseren gehöre. Meistens gibt es noch eine Kissenschlacht mit meinem Bettnachbarn. Einmal trieben wir es so weit, bis das ganze Bücherregal zusammenkrachte. Das meiste war kaputt. Zum Glück kam niemand.»

Ich habe ein ADHS, das macht mir und den andern das Leben schwer. Darum bin ich hier. Früher hatte ich in der Schule oft Schlägereien. Das hat sich gebessert. Hier reden sie mit dir darüber und es gibt klare Regeln. Unse- re ganze Gruppe ist ein einziger Problemhaufen. Da lernt man Rücksicht nehmen. Ich bin Stürmer im Fussballclub, aber auch in unserer Hockey-Mannschaft können sie mich brauchen! Toll finde ich, wenn wir zusammen trekken. So etwas kannte ich nicht. Aber heim möchte ich dennoch. Ich vermisse meine Eltern. Es leuchtet mir schon ein, dass ich hier in der Sonderschule bessere Chancen für einen guten Schulabschluss habe. Aber es ist auch streng. Immer die Regeln! **Martin, 13**

Betreuer/in

«Oft kommt es uns vor, als hätten wir mit unserer Arbeit für die Kinder eine Brücke in einen See hinausgebaut, die zwar tragfähig ist, deren letztes Teilstück

Die Bewegung von 1968 lehnte sich gegen die Erziehung zu Gehorsam und Unterordnung auf. Kinder sollten als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen werden.

Profis übernahmen die Erziehung der Kinder. Die Heimkinder wurden nun als «problembeladen, krank und schutzbedürftig» beschrieben. Die Zahl sonderpädagogischer Massnahmen stieg massiv. Oft unterstützte die IV eine Platzierung finanziell.

«Oft kommt es uns vor, als hätten wir mit unserer Arbeit für die Kinder eine Brücke in einen See hinausgebaut, die zwar tragfähig ist, deren letztes Teilstück jedoch noch nicht vollendet werden konnte. So müssen wir sie mit dem Wunsch entlassen, sie möchten das andere Ufer schwimmend erreichen, [...]»

jedoch noch nicht vollendet werden konnte. So müssen wir sie mit dem Wunsch entlassen, sie möchten das andere Ufer schwimmend erreichen, [...]»

Martin ist ein Pulverfass. Seine ausgeprägte Hirnfunktionsstörung paart sich unselig mit einer grossen Ich-Bezogenheit. Ich bin dankbar, hat er den Weg zum Sport gefunden. Es ist der einzige Ort, wo er Regeln einigermaßen akzeptiert. Immerhin ein Anfang. Klar, fällt es ihm nicht leicht hier. Es ist sein dritter Ort, seit er aus seiner Familie wegkam. Das erste Jahr war eigentlich nur ein Durchhalten, um ihm zu zeigen, dass wir zu ihm stehen, ihn nicht auch weggeben. Ich bin froh, klappt mittlerweile die Zusammenarbeit mit seinen Eltern recht gut – so bestehen eher Aussichten auf Erfolg. Martin braucht enge Strukturen und klare Regeln, das muss auch die Familie verstehen. Nur so findet er zur Ruhe. Dann steigen auch seine Schulleistungen. **Daniel T., Sozialpädagoge**

Eltern

«Natürlich ist es uns schwergefallen, Martin ins Heim zu geben. Aber es ging einfach nicht zu Hause. Ganz und gar nicht.»

Wir haben es auch zweimal mit Pflegefamilien versucht, aber es wurde nur schlimmer. Die Strukturen im Heim tun ihm besser und für uns ist es einfacher, weil ein Heim eben keine Familie ist – also weniger eine Konkurrenz für uns. Wir sprechen lieber davon, dass Martin in einem Internat lebt. Schliesslich sind die Schule und ein guter Abschluss doch auch das Wichtigste heute, nicht? Aber es ist uns klar, dass das Hauptproblem seine Krankheit ist. Wir haben das lange nicht realisiert. Vielleicht hätten wir ihm nicht so nachgeben sollen? Es ist uns dann alles über den Kopf gewachsen. **Mutter und Vater**

Selfie 2016

Die schulischen und beruflichen Anforderungen sind nochmals gestiegen. Das lebenslange Lernen bietet vielen neue Chancen, aber einige können nicht mithalten. Die Hürden für eine Heimplatzierung sind deutlich gestiegen. In den Kinderheimen kümmern sich Profis um die schulischen, sozialen und/oder psychischen Probleme, die Kinder in ihrer Entwicklung behindern. Bei schulischen Problemen stützt der Kanton die Finanzierung, bei sozialen Problemen finanzieren die Eltern bzw. die Sozialhilfe. In den meisten Fällen hängen die Probleme allerdings zusammen.

Die Sozialpädagogik hat ein eigenes Instrumentarium entwickelt, um Kindern Hilfestellung zu geben, ohne ihnen die Verantwortung für sich selbst zu nehmen. Von beiden wird im Alltag viel verlangt; Erziehen und Erzogenwerden sind anspruchsvoller als in der Familie. 2 Sonderschulheime, 1 Jugendstation, 3 sozialpädagogische Pflegefamilien und ein Zentrum für unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA) bieten zurzeit Platz für ca. 90 Kinder und Jugendliche. Seit 1995 bietet die Stiftung Gott hilft auch ambulante Angebote an wie Erziehungsberatung, sozialpädagogische Familienbegleitung und Schulsozialarbeit.

Kind

«Ich bin seit zwei Jahren im Schulheim Scharans. Vorher war ich schon in drei anderen Heimen – zwei in St. Gallen und eines in Graubünden.»

Mit meiner Mutter bin ich schon siebenmal umgezogen. Seit zwei Jahren wohnen wir nun wieder in Graubünden. Darum musste ich wieder in ein neues Heim wechseln. Dabei hatte ich endlich ein paar Freunde im alten Heim gefunden. Ich bin jetzt 14 Jahre alt und habe bereits mindestens sieben Beistände gehabt. Die Beiständin, welche ich jetzt habe, ist sehr nett. Auch, weil meine Mutter mit ihr keinen Streit hat. Im Schulheim Scharans gefällt es mir fast immer gut. Ich bin im Stufenplan fast immer auf Stufe 3 oder 4. Deshalb habe ich recht viele Freiheiten. Ich bin im Heim in der Eishockeymannschaft. Wir haben richtige Ausrüstungen wie die Profis. Nächste Woche gehe ich zum zweiten Mal in eine Carrosseriewerkstatt zum Schnuppern. Ich möchte Autolackierer werden. Frau Elmer ist mein Coach. Wenn ich die Lehrstelle erhalte, möchte ich auf die Lehrlingsgruppe wechseln. Curdin wird auch dort die Lehre machen.

Marcel, 14

Betreuer/in

«Schon bald nach deinem Eintritt sind deine Schulleistungen erheblich angestiegen. [...] Während dem vergangenen Jahr ist mir aufgefallen, wie du zunehmend über deine Gefühle sprechen kannst, wie du auf Erwachsene zugehst und das Gespräch suchst; das ist genial, bleib da weiter dran!»

Marcel hatte einen schwierigen Start bei uns. Er hatte bereits so viele schulische Stationen hinter sich. Schon wieder eine neue Schule! Aus seinen Akten ist ersichtlich, dass er mit seiner Mutter schon sehr oft umgezogen ist. Er hat bereits eine unglaubliche Anzahl von Lehrpersonen, Bezugspersonen und Beiständen gehabt. Ich weiss noch gut, wie er schon bei der Aufnahme sagte: «Hier bleibe ich sowieso nicht lange.» Inzwischen sind zwei Jahre vergangen. Er hat sich sehr positiv entwickelt. Mit der Mutter haben wir eine gute Zusammenarbeit. Sie betrachtet uns nicht als Konkurrenz. Mittlerweile ist Marcel auf der Gruppe ein positiver Leader geworden. Schulisch hat er durch die vielen Schulwechsel sehr viel Stoff verpasst. Praktisch ist er aber sehr begabt. Der Lehrmeister des Betriebs, in welchem er bereits einmal geschnuppert hat, ist begeistert davon, wie Marcel seine Arbeit sieht und anpackt. Marcel möchte während der Lehre bei uns auf der Lehrlingsgruppe wohnen. Seine Mutter hätte lieber, wenn er wieder nach Hause kommen würde. Nächste Woche werden wir das Thema mit ihr und der Beiständin besprechen. **Rolf, Gruppenleiter**

Eltern

«Mit Marcel hatte ich schon früh Probleme. Schon im Kindergarten wurde Marcel von der Kindergärtnerin und den Kindern ‚gemobbt.‘»

Das hat sich wie ein roter Faden durch seine ganze Schulzeit hindurchgezogen. Ich war mit Marcel und seinen zwei Halbgeschwistern immer allein auf mich gestellt. Alle drei haben keinen Kontakt zu ihren Vätern. Eines Tages hat mir die Behörde mitgeteilt, dass Marcel

in ein Heim muss. Das war sehr schlimm. Ich kann es bis heute nicht verstehen, dass er es war, der aus der Schule geworfen wurde – er wurde ja gemobbt! Immer sind meine Kinder an allem Schuld. Dabei ist es genau umgekehrt! Dass Marcel in ein Sonderschulheim für Verhaltensauffällige musste, fand ich sehr schlimm. Mit ihm ist doch alles in Ordnung! Für eine kurze Zeit gelang es mir, ihn wieder aus dem Heim zu holen, als ich den Wohnkanton gewechselt hatte. Dort hiess es wieder, dass er nicht tragbar sei. Als ich in den Kanton Graubünden zu meinem Ex-Partner zog, musste Marcel in ein Heim der Stiftung Gott hilft wechseln. Ich befürchtete, dieses Heim sei eine Sekte. Das stimmt aber nicht. Marcel ist viel ruhiger geworden. Er findet es zwar nicht in Ordnung, dass er sein Handy nicht den ganzen Tag haben darf. Ich nehme ihn jetzt nicht mehr aus dem Heim. Er ist ja bald mit der Schule fertig. Dann kommt er nach Hause und wir sind wieder eine richtige Familie.

Jolanda K., Mutter

2.2 Pädagogische Leitlinien (Martin Bässler)

Das pädagogische Angebot der Stiftung Gott hilft ist sehr vielfältig. Von der niederschweligen Erziehungsberatung, über die Familienbegleitung, zu den Sonderschulheimen bis hin zur hochschweligen Platzierung eines Jugendlichen steht ein breites Angebot zur Verfügung. Diese Angebotsvielfalt ermöglicht eine klientenorientierte und flexible Arbeitsweise je nach Problemstellung bei Kindern und Jugendlichen und deren Familien. Die pädagogischen Leitlinien geben der professionellen Arbeit eine fachliche Grundlage und machen die Bedeutung eines christlichen Menschenbildes für die praktische Arbeit im Alltag transparent.

Identitätsentwicklung

Wert schätzen – Wert geben, Grenzen erkennen –
Grenzen einhalten, Vergangenheit kennen –
Gegenwart leben – Zukunft erschliessen

Wir respektieren Kinder und Jugendliche in ihrer Einzigartigkeit und begegnen ihnen mit einer wertschätzenden Haltung. Wir gestalten kinder- und jugendgerechte Lebens- und Lernräume. Darin ermöglichen wir sowohl Gemeinschaft wie auch Rückzug, sowie Freizeits- und Arbeitsangebote. Wir legen Wert darauf, dass die Arbeits- und Lebensorte der Kinder und Jugendlichen möglichst verlässliche und „sichere“ Orte sind. Wir legen Wert auf echte, tragfähige und offene Beziehungen und sind uns unserer Vorbildrolle unter Wahrung der Professionalität bewusst. Wir betrachten ein sinnerfülltes und zielorientiertes Leben als ein Fundament, das Ressourcen erschliesst, die auch in widrigen Lebensumständen verlässlich sind. Wir leiten die Kinder und Jugendlichen an, sich konstruktiv mit ihrer Biografie auseinanderzusetzen und lebensbejahende Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Wir begegnen Kindern und Jugendlichen mit einer klaren pädagogischen Haltung und fördern gegen-

seitigen Respekt. Wir schauen bei grenzverletzendem Verhalten auf allen Ebenen hin, haben einen klar definierten Umgang mit Grenzüberschreitungen und fördern eine aktive Gesprächskultur zur Reflexion von Vorfällen.

Ressourcenentwicklung

Fähigkeiten entdecken und entwickeln, Persönlichkeit entfalten, Ziele setzen – Schritte wagen – Erfolg feiern

Wir unterstützen die Kinder und Jugendlichen, ihre vielfältigen Gaben und Ressourcen zu entdecken und ihre Persönlichkeit zu entfalten. Wir stärken die Kinder und Jugendlichen in ihrer Entscheidungsfähigkeit, Selbstwirksamkeit, Selbstdisziplin und Selbstverantwortung als wichtige Ressourcen für eine eigenständige Lebensgestaltung. Wir setzen in der pädagogischen Arbeit mittels einheitlich definierter Förderpläne Ziele und überprüfen deren Erreichung regelmässig. Wir setzen alles daran, Kindern und Jugendlichen einen Schulabschluss und eine ihren Ressourcen entsprechende Integration in die Gesellschaft zu ermöglichen.

Partizipation in der Gesellschaft

Mitsprache und Beteiligung ermöglichen, Soziales Lernen fördern, Beziehungen gestalten

Wir unterstützen Kinder und Jugendliche bei der Gestaltung der familiären Beziehungen und arbeiten, wenn immer möglich, mit den Eltern zusammen. Wir unterstützen Kinder und Jugendliche im sozialen Lernen und stärken ihre sozialen Kompetenzen. Wir ermöglichen Kindern und Jugendlichen altersentsprechende Mitsprache in ihren persönlichen und in gesellschaftlichen Prozessen. Wir informieren einweisenden Behörden und Angehörigen regelmässig über das Befinden der Kinder und Jugendlichen. Wir arbeiten interdisziplinär mit anderen Fachpersonen, einweisenden Behörden und Helfersystemen zusammen.

*Mehr zu den Pädagogischen Leitlinien finden Sie unter:
www.paedagogische-angebote-sgh.ch*

2.3 Stimmen Ehemaliger

*Für mich ist die Stiftung Gott hilft in erster Linie mein Zuhause, das ich auf der Schwalbe hatte, wo ich einfach unbeschwert Kind sein durfte. Ganz schlicht einfach mein Zuhause. Ich wünsche der Stiftung Gott hilft, dass auch in Zukunft viele ehemalige Heimkinder wie ich noch Heimweh bekommen, wenn sie an ihre Kindheit zurückdenken. **Dolma Bamert, Ehemalige Schulheim Zizers***

Für mich als Kind war das Gott hilft Vorbereitung für die Aufgaben im Erwachsenenleben, in dem ich mich bis

Wir fördern, unterstützen und begleiten Kinder und Jugendliche in besonderen Lebensumständen. Unser Ziel ist es, sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung soweit zu unterstützen, dass sie eine möglichst hohe Lebensqualität, Selbstständigkeit und Integration in die Gesellschaft erlangen können.

«Ich wünsche dem Gott hilft weise Erziehungsentscheide, dass es den Kindern im späteren Leben gelingt, sich in der immer anspruchsvollen Welt behaupten zu können.»

heute gut durchsetzen konnte. Ich wünsche dem Gott hilft weise Erziehungsentscheide, dass es den Kindern im späteren Leben gelingt, sich in der immer anspruchsvolleren Welt behaupten zu können. **Ricardo Ardüser, Ehemaliger Kinderheim Gott hilft, Zizers**

«Für mich ist die Stiftung Gott hilft wie ein Leuchtturm in stürmischer See.»

Für mich ist die Stiftung Gott hilft wie ein Leuchtturm in stürmischer See. Die Stiftung möge auch in Zukunft im Hören auf Gott an den aktuellen Brennpunkten der Schweiz und der Welt hochkompetent tätig sein und zeigen, dass Gott hilft und die Fäden jederzeit in den Händen hält. **Richard Hebeisen, ehemaliger Mitarbeiter und Stiftungsratspräsident**

«Ich bin seit 80 Jahren als Ehemalige mit der Stiftung Gott hilft verbunden. Sie ist mir zur zweiten Heimat geworden.»

Ich bin seit 80 Jahren als Ehemalige mit der Stiftung Gott hilft verbunden. Sie ist mir zur zweiten Heimat geworden. Ich wünsche der Stiftung – was auch kommen mag – dass sie eng mit Jesus Christus verbunden bleibt. **Loni Wapp, Ehemalige der Stiftung Gott hilft und langjähriges Mitglied des Freundeskreises**

Für mich ist die Stiftung Gott hilft eine Hoffnung schenkende christliche Organisation, die sich der aktuellen sozialen und psychischen Nöte und Bedürfnisse der Menschen jedes Alters und Herkunft in der Schweiz und im Ausland (Afrika) annimmt und zeitgemässe lösungsorientierte Angebote schafft. Zum 100. Geburtstag der Stiftung Gott hilft wünsche ich Mut, Kraft und Freude weiter Christus-zentrierte Entscheidungen für eine zeitgemässe Anpassung des reichen Angebotes, damit viele Menschen während den nächsten 100 Jahren in der Schweiz und wohin Gott die Stiftung führt, die befreiende und stärkende Hilfe Christi real erleben. **Helena Kozelka, God Helps Uganda**

In den vergangenen 50 Jahren habe ich die Stiftung Gott hilft als eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft erfahren, in der Gott immer wieder Menschen einsetzte und für finanzielle Mittel sorgte, um das möglich zu machen, was sie heute ist: Ein fachlicher und geistlicher Wegweiser in unserer Gesellschaft. Ich wünsche mir, dass die Stiftung Gott hilft in ihrer täglichen Arbeit auch weiterhin das tut, was Röm. 12,2 etwas pointiert übersetzt uns sagt: »Fügt euch nicht ins Schema dieser Welt ein, sondern wendet euch unangepasst der Welt zu.« **Heinz Zindel, ehemaliger Gesamtleiter und Stiftungsratspräsident der Stiftung Gott hilft**

2.4 Interview Kinder- und Jugendhilfe (Martin Bässler)

Ein Ringen um gute Lösungen

Martin Bässler, Leiter der pädagogischen Angebote der Stiftung Gott hilft, im Gespräch über positive Entwicklungen in der Arbeit der Stiftung von Anfang bis heute. Und wo wir durchaus wieder von früher lernen dürften.

Was hat sich seit der Gründungszeit Emil Rupflins in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen, die in einer Institution wohnen und zur Schule gehen, verändert?

Die pädagogische Arbeit in der Vergangenheit gründete auf Überzeugung und dem hohen Engagement der Mitarbeitenden. Die oft persönliche Sicht, wie man erziehen soll, hatte zur Folge, dass die Ausführung viel individueller war – mit entsprechenden Vor- und Nachteilen auf Seiten der begleiteten und betreuten Menschen, aber auch seitens der Mitarbeitenden. Heute sprechen wir von einer zunehmenden Professionalisierung in der Arbeit mit Menschen und müssen uns dafür eher mit der Frage auseinandersetzen, ob die Pädagogik noch persönlich ist beziehungsweise wie persönlich und individuell sie sein darf. Geändert haben sich sicherlich die fachlichen Voraussetzungen des Personals aber auch die politischen, gesetzlichen, gesellschaftlichen und infrastrukturellen Rahmenbedingungen, um nur ein paar zu nennen. Die Freude an der Arbeit mit Menschen betrachte ich aber nach wie vor als wichtige Grundvoraussetzung. Man muss den Menschen mögen. Ganz anders ist sicher die Zusammenarbeit mit dem System und der Herkunftsfamilie von Kindern und Jugendlichen. War man früher eher bedacht, die Familie «ausser vor» zu lassen, betrachtet man heute die bestmögliche Zusammenarbeit mit Familie und Umfeld als zwingend für eine gute Entwicklung.

Gibt es Herausforderungen, die damals wie heute dieselben geblieben sind?

Die Kinder und Jugendlichen kommen heute wie damals meist aus herausfordernden familiären Umständen. Die Deutung dieser Umstände hat sich sicherlich verändert. So war vor 70 Jahren zum Teil nur schon die Tatsache, dass die Mutter alleinerziehend ist, ein Einweisungsgrund. Die Gründe für eine familiäre Unterstützung bis hin zu einer Einweisung in eine Institution blieben ähnlich – sei es Verwahrlosung, Vernachlässigung, Missbrauch jeglicher Art oder Überforderung. Was allenfalls anders ist als früher, sind die Folgen und Probleme aufgrund fehlender Grenzen im Familienalltag. Das führt dazu, dass Kinder über ihre Eltern bestimmen, was gerade in der Pubertät zu grossen Spannungen führen kann. Was ich anhand meiner aktuellen Beobachtungen und Schilderungen von Ehemaligen ebenfalls gleich oder ähnlich wie früher bewerten würde, ist die Tatsache, dass kaum Eltern ihr Kind gerne in eine Institution abgeben – selbst wenn sie einsehen, dass es Sinn macht.

Die Stiftung Gott hilft hat ihre Angebote im pädagogischen Bereich stark erweitert. Weshalb und wie?

Grundsätzlich hat sich die Stiftung in all den Jahren seit ihrer Gründung immer wieder verändert und angepasst. In den rund zehn Jahren, in denen ich die Entwicklung in der Stiftung mitprägen durfte, haben wir unser pädagogisches Angebot mehr und mehr in Richtung bedarfsorientierte Angebote entwickelt. Dabei rückt die Frage ins Zentrum, was Kinder und Jugendliche sowie ihre Familien brauchen, um schwierige Lebenssituationen meistern zu können. Daraus resultieren die vermehrte Präsenz ausserhalb unserer Institutionen und die Zunahme von niederschweligen Angeboten wie Familienbegleitung, Familienberatung und Schulsozialarbeit. Institutionen wie Schulheime oder Kinder- und Jugendheime wird es

meiner Meinung nach jedoch weiterhin brauchen. Für bestimmte Themen bieten sie entsprechende Sicherheiten und ermöglichen durch klare Rahmenbedingungen bessere Entwicklungsmöglichkeiten.

Wo sehen Sie Chancen oder allenfalls Risiken dieses breiten Portefeuilles?

Wie bereits angesprochen, liegt die Stärke einer breiten Palette darin, ein bedarfsgerechtes Angebot anzubieten und damit die Chance für die bestmögliche Entwicklung zu erhöhen. Die Breite birgt das Risiko in sich, dass beispielsweise die Abklärung einer Finanzierung immer komplexer wird; die Frage also, wer wann was und wie viel bezahlen muss. Liegt die Verantwortung bei der Schulträgerschaft, der Gemeinde, einer Behörde oder den Eltern?

Eine Schwierigkeit liegt ebenso darin, die Qualität in allen Arbeitsbereichen garantieren zu können. Durch die angesprochene Breite unserer Angebote können sich jedoch Mitarbeitende innerhalb der Stiftung beruflich weiterentwickeln. Dies führt unter anderem zu überdurchschnittlich langen Arbeitsverhältnissen und wertvollem Transfer von Know-how. Und das kommt wiederum der Qualität der Arbeit mit Menschen zugute.

Die Geschichte der Heimerziehung wird heute aufgearbeitet. An Kritik wird nicht gespart (Kinderarbeit, Körperstrafe). Wie wird man in 50 Jahren die heutige Fremderziehung beurteilen?

Hat man früher möglicherweise zu schnell interveniert, kann es heute lange dauern, bis eine Intervention bewilligt wird – auch wenn sie angezeigt ist. Gerade bei komplexen Fällen sind die Zuständigkeiten nicht immer klar geregelt. Ebenso wird eher in schulische, familiäre oder soziale Probleme eingeteilt, als das Kind und die Familie als Ganzes zu betrachten. Eher wird die Haltung der Abgrenzung vertreten als die Haltung der gemeinsamen Lösung. Möglicherweise müssten wir uns als Gesellschaft den Vorwurf gefallen lassen: «Warum habt ihr nichts unternommen!»

Weiter könnte kritisiert werden, dass heute sehr viele Leute an einem Begleitungsprozess beteiligt sind. Klare Bezugs- und Orientierungspersonen sind schwerer zu bestimmen und dadurch kann die Frage aufkommen: «Wer gibt mir Halt?» Wird unseren Vorgängergenerationen heute vorgeworfen, zu körperlich, zu unprofessionell und manchmal sogar unmenschlich gehandelt zu haben, müssen wir uns in Zukunft vielleicht mit Schlagwörtern wie «überprofessionell», «unpersönlich» und «überkorrekt» auseinandersetzen.

Am meisten hoffe ich jedoch, dass es viele Ehemalige geben wird, die sich an unser «Ringeln um eine gute Lösung» erinnern werden und dabei gespürt haben, dass sie uns als Menschen immer wichtig und wertvoll waren.

2.5 Alltagsflash

2.5.1 Sozialpädagoge (Simon Bühler)

11.30 Uhr: Arbeitsbeginn im Büro. Übergabe und Austausch mit meinen Arbeitskollegen. Was war gestern Abend und heute Morgen? «Liebe Praktikantin, könntest du bitte die Kinder in Empfang nehmen?» «Simon, Essen!» Alle sitzen bereits am Tisch. «Guten Appetit!» Angeregte Diskussionen und Gelächter begleiten das Mittagessen. Anschliessend gibt es Siesta für die Kinder und Kaffee für die Erwachsenen. Für alle: durchatmen und etwas zur Ruhe kommen. Nachdem wir die Kinder in die Schule begleitet haben, beginnt die Bürozeit. Was muss heute erledigt werden – oder besser schon erledigt sein? Neue Arbeitspläne bis zu den Frühlingferien, Wechsel eines Jugendlichen von intern auf extern, Praxisqualifikation vom Sozialpädagogen in Ausbildung für die HFS, Standortbericht eines Jugendlichen. Wo beginne ich am besten? Ach ja, heute haben der Heimleiter und ich noch den regelmässigen «Tipi-Abend» mit vier herausfordernden Jugendlichen. Dafür brauche ich noch einen Snack und Kochtopf. «Liebe Praktikantin, könntest du bitte...?»

Die ersten Kinder kommen von der Schule. «Danke fürs Zvieri bereitstellen, liebe Praktikantin!» Simon hier und Simon da. Hausaufgaben, Fragen beantworten, Freizeit organisieren, Übersicht behalten, Internetcafé, liebe Praktikantin... Nach dem Abendessen erleben wir im Tipi bei Feuerschein, warmem Punsch und Landjäger bewegende, ermutigende und motivierende Gespräche – und gute Vorsätze. Nachtruhe. Es ist still auf der Gruppe. Gute Nacht und schlaft gut, Jungs! 23.00 Uhr: Letzter Rundgang. Dann heisst es auch für mich: Gute Piket-Nacht.

2.5.2 Lehrerin (Rahel Wyss)

Ein Montag wie andere: Bereits beim Wochenstart mit allen Kindern und Erwachsenen in der Aula des Schulhauses werde ich vor die Entscheidung gestellt, mich auf einen Konflikt einzulassen oder dem Frieden zuliebe ein Auge zuzudrücken. Einer meiner Oberstufenschüler kaut offensichtlich und demonstrativ auf einem riesigen Kaugummi herum. Ich wähle die Konfrontation. Einer ersten Warnung kommt er insofern nach, als dass er ihn herunterschluckt – wenigstens die Hälfte. Die andere Hälfte ist immer noch so gross, dass sie nicht zu übersehen ist. Als er mit seiner Gruppe schliesslich genüsslich kauend auf der Bühne steht, fordere ich ihn ein zweites Mal auf was schliesslich zum gewünschten Erfolg führt. Für einmal ohne Protest. Der kommt später, als er die Strafe bekommt. Er habe doch die Hälfte runtergeschluckt, das sei also nur eine halbe Strafe wert. Ich bleibe hart. Der Rest des Schulvormittags verläuft relativ ruhig. Das Fussballspiel in der Pause macht

Möglicherweise müssten wir uns als Gesellschaft den Vorwurf gefallen lassen: «Warum habt ihr nichts unternommen!»

Am meisten hoffe ich, dass es viele Ehemalige geben wird, die sich an unser «Ringeln um eine gute Lösung» erinnern werden und dabei gespürt haben, dass sie uns als Menschen immer wichtig und wertvoll waren.

**Wie ist es gelaufen?
Der Abwasch der Kaffeetassen hilft,
das gerade Erlebte
zurückzulassen.**

nicht so Spass, da noch immer Schneematsch auf dem roten Platz liegt. Dennoch ist es für einen Montag eher friedlich. Die kaputte Scheibe im Schulhauseingang erinnert daran, dass es auch anders sein kann. Am Nachmittag haben wir in der Mathematik das Privileg, zu dritt mit acht Schülern arbeiten zu können. Dennoch haben wir alle Hände voll zu tun, die Bedürfnisse sind enorm! Anschliessend wird mit dem Schulpraktikanten an einem selber geschriebenen Rap geübt, der – so hoffen alle – in einem richtigen Tonstudio aufgenommen wird. Dranbleiben und Feilen bis zur Perfektion ist nicht jedermanns Sache. Ob es zur Studio-Aufnahme kommt, steht noch in den Sternen. Nach der dritten Nachmittagsstunde, in der wir einen eigenen Film drehen, zotteln alle zufrieden und etwas aufgedreht auf ihre Gruppen. Mein Tag ist noch nicht zu Ende. Es folgen 2 Sitzungen, 1 Telefongespräch, 2 E-Mails wegen einer Legasthenie-Abklärung und ein paar Promova-Einträge. Nun kann ich das Programm für den nächsten Schultag bereitlegen. Ich bin gespannt, ob er auch so unspektakulär abläuft wie dieser heute.

2.5.3 Familienbegleiterin (Rahel Reinhard)

**Die halbe Stunde
ist vorbei und ich
mache mir bewusst,
dass grosse Gegensätze
auch eine grosse
Vielfalt bedeuten.
Und dass tägliche
Hürden die bereits
vorhandene Sprungkraft
vergrössern.**

Der begleitete Besuch mit der Kindsmutter von A. steht heute an. Eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit hole ich das kleine, süsse Mädchen auf dem Parkplatz ab und laufe zurück zur Fachstelle. Wie wird sich die Frau benehmen? Abhauen? Könnte sie, aber die Polizei ist bereits über den möglicherweise schwierigen Besuch informiert und wäre schnell zu Stelle. Wird sie überhaupt kommen? Wird sie freundlich sprechen oder nur verleumden, wie auch schon? Beides ist möglich... Ich hoffe Ersteres. Wird sie tätlich werden – gegenüber dem Kind, mir gegenüber, der anwesenden Vormundin gegenüber? Die einstündige Besuchszeit ist in der Folge ein wenig angespannt und immer wieder ein Versuch, die Frau in ein gutes und sinnvolles Gespräch zu verwickeln. Blick auf die Uhr. Wird sie kooperativ sein und das Kind zurückgeben? Geschafft! Nun kann die Pflegemutter das kleine Mädchen, das dies alles mit sich geschehen lässt, abholen. Kurzes Briefing mit der Pflegemutter. Wie ist es gelaufen? Der Abwasch der Kaffeetassen hilft, das gerade Erlebte zurückzulassen. Nächster Termin: Erziehungsberatung eines Ehepaars. Thema: Ihr Umgang mit dem stark rebellierenden Jugendlichen. Total anderes Thema... Ich höre aktiv zu, stelle offene Fragen und entlasse das Ehepaar mit dem Auftrag herauszufinden, ob ihrem Sohnmännchen möglicherweise ein «zu grosser Service» geboten wird, der ruhig heruntergefahren werden könnte. Beim meditativen Abwasch werden wieder Gedanken sortiert... Am Nachmittag setze ich mich ins Auto und fahre über Land. Ich klinge an der Haustüre von Familie Z. Innerlich wappne ich mich für das Bild, das sich mir im nächsten Augenblick bieten wird. Ist es heute aufgeräumt? Oder chaotisch und unsauber wie letzte Woche? Wird der Geruch in der Wohnung erträglich sein? Sind die Kinder gesund? Sind die Finanzen nun besprochen mit dem Herrn vom Sozialamt? Ist die Mutter heute emotional stabil und können wir gemeinsam am Ziel arbeiten oder braucht es Taschentücher?

In den folgenden drei Stunden bin ich mitten im Familienalltag. Ich höre mir die Alltagsorgen der Mutter an, spreche über das Thema konsequent zu sein, helfe beim Zimmeraufräumen. Ich hoffe, die Ordnung hält an. Beim «Zvieri» plaudern wir über die Schule. Diesmal hoffe ich, dass der Hinweis, sich an die Sozialarbeiterin des Schulhauses zu wenden, angekommen – und umgesetzt wird. Wie bei manchem, das ich hier sage. Zurück im Auto erfreue ich mich an meinem eben geleisteten Einsatz als «Super Nanny» und fahre zurück ins Büro. Hier erwarten mich (leider) noch administrative Aufgaben. Draussen ist es dunkel. Ich fahre den Computer herunter, lösche das Licht. Ich freue mich auf mein Zuhause und bin froh über meine einigermaßen geordnete Situation!

2.5.4 Schulsozialpädagoge (Andreas Hirzel)

In einer halben Stunde hole ich meinen Sohn in der Spielgruppe ab. Genug Zeit also, um noch ein paar Zeilen zu meiner Arbeit zu schreiben. Schulsozialarbeit, oder kurz SSA, ist schon ein toller Job: eine eigenständige, kreative Arbeit in einem spannenden und für alle Kinder verbindlichen Setting. Der Traum eines jeden Sozialpädagogen. Mein «portables Büro» meldet sich gerade. Eine verzweifelte Mutter bittet um eine Lösung, die ich ihr nicht geben kann. Leichter Zweifel nistet sich nach dem Gespräch in meinen Gedanken ein. Eine Mailantwort auf «Anfrage für Unterstützung» zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. Leider hat die entsprechende Lehrperson keine Zeit, mein Projekt zu unterstützen. Also doch alleine weitermachen. Per WhatsApp noch schnell ein Termin mit einem «Problemschüler» abgemacht. Trinken ist für ihn nicht nur an der Fasnacht ein Thema. Einsicht ist kaum vorhanden. Dafür aber die Erwartungen der Eltern, der Lehrer sowie der Schulleiterin. Die halbe Stunde ist vorbei und ich mache mir bewusst, dass grosse Gegensätze auch eine grosse Vielfalt bedeuten. Und dass tägliche Hürden die bereits vorhandene Sprungkraft vergrössern. Ich bin froh, ein Team im Rücken zu haben, das seinerseits den Rücken von einem stärken lässt, dem man seit mindestens 100 Jahren nachsagt: er hilft.

2.5.5 Field Directors GHU (Urs und Ursula Klausner)

In unserer sozialpädagogischen Arbeit haben Gesang und Tanzen eine grosse Bedeutung. Bewusst planen wir Zeiten des gemeinsamen Singens in unser Programm ein, denn wir spüren, wie gut dies unseren Kindern und auch uns Erwachsenen tut. Wir merken immer wieder, dass wir während den gemeinsamen Singzeiten durch die Lieder, aber auch durch die Stimmen und Bewegungen der Kinder, stark berührt werden. Belastung und Niedergeschlagenheit verwandeln sich in Frieden und Freude. Deshalb machen wir mit unseren Kindern auch regelmässig Besuche im Krankenhaus. Dieses Jahr

besuchten wir sogar einmal das Gefängnis. Was sagen denn die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen selbst zum Singen und Tanzen?

«Manchmal, wenn mich jemand ärgert – z.B. eine Mum – beginne ich zu singen, damit ich nicht etwas Dummes sage. Aber meistens wird dies falsch verstanden, wie wenn ich nicht richtig zugehört hätte oder sie nicht ernst nähme. Und dann schimpft sie mit mir. Dabei will ich doch einfach nichts Gemeines sagen!»

«Bei gewissen Liedern vergesse ich alle meine Sorgen und Ängste und ich fühle mich ganz frei!»

«Singen und Tanzen macht mich glücklich!»

«Wenn ich singe oder jemanden singen höre, spüre ich, dass ich in meinem Herzen glücklich werde. Ich weiss nicht warum, aber es ist so, dass ich mich dann ganz gesund und stark fühle!»

«Manchmal werde ich durch unsere Lieder berührt, dann kann ich von ganzem Herzen singen – das ist so wie ein Gebet sprechen!»

«Ich singe immer, wenn ich Kleider wasche, aufräumen muss oder in der Küche mithelfe. Dadurch werde ich abgelenkt von meiner Arbeit und erledige sie ganz automatisch!»

«Kommt es vor, dass ich während einer Singzeit traurig oder wütend bin, will ich gar nicht mitsingen, sondern nur zuhören. Aber das Singen nimmt mich einfach mit und auf einmal bin ich auch dabei und der Ärger oder die Traurigkeit sind verfliegen.»

«Zu singen und zu tanzen gibt mir das Gefühl, einmal eine gute Leiterin sein zu können! In der Schule bin ich nicht gut – aber singen und tanzen kann ich sehr gut und ich möchte einmal Sängerin werden. Das macht mich glücklich und zufrieden und nicht das Lernen in der Schule!»

Nicht von ungefähr lautet ein afrikanisches Sprichwort.
«Wenn ich spreche, lebe ich. Wenn ich singe, feiere ich. Wenn ich tanze, bete ich.»

2.6 Testimonial

Karl Diethelm, Präsident Integras

Fachverband Sozial- und Sonderpädagogik

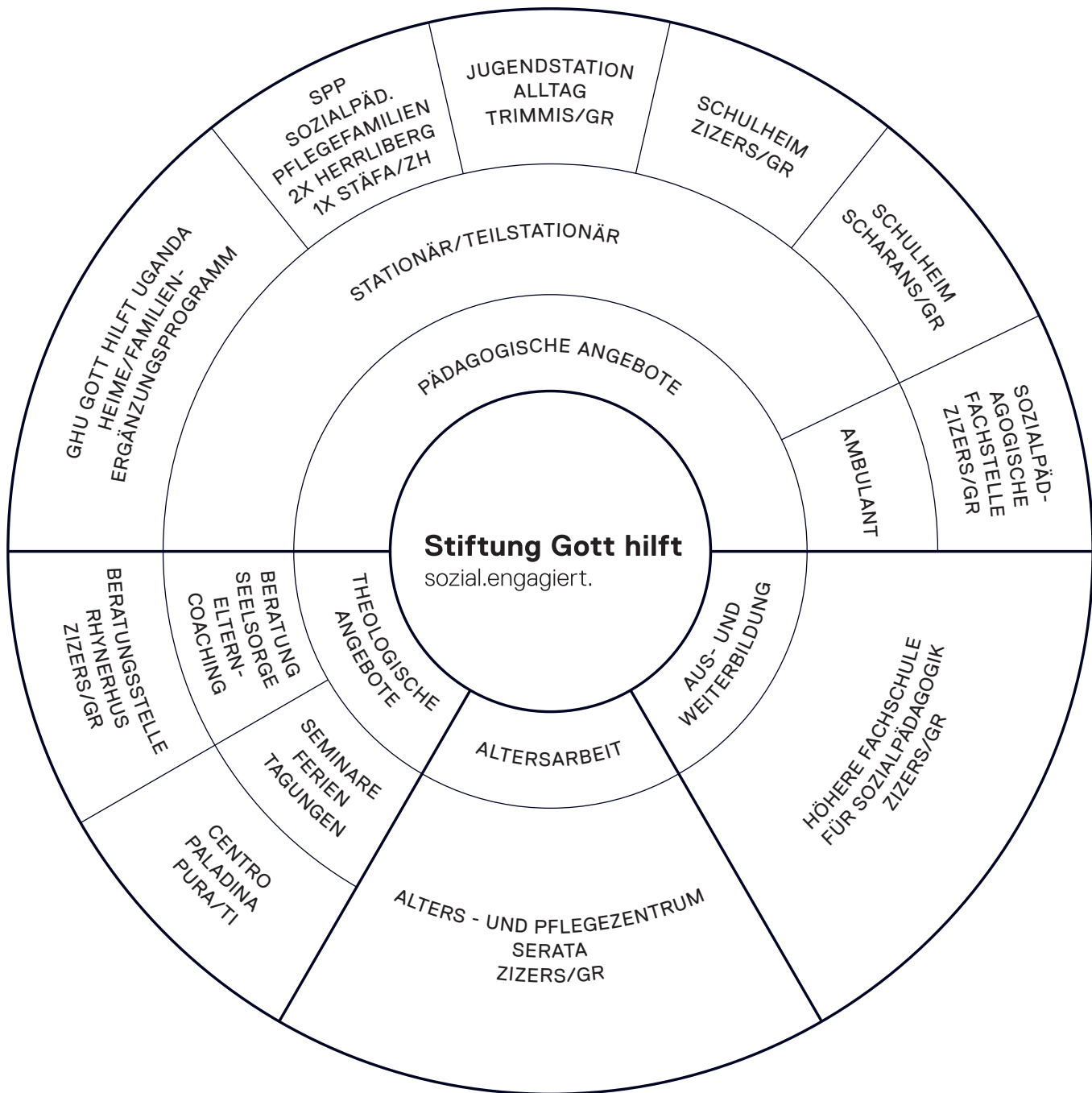
–

Für mich ist die Stiftung Gott hilft ein interessantes und vielfältiges Mitglied im Fachverband Integras.

Ich wünsche der Stiftung Gott hilft, dass sie auch weiterhin ihr Angebot den sich dauernd wandelnden Anforderungen der Gesellschaft anpasst, ohne ihren eigenen Standort aufzugeben.

–

2.7 Alle Angebote der Stiftung Gott hilft auf einen Blick (Stand 2016)



3.0 Theologie und Spiritualität

Spiritualität und Professionalität

Interview Rhynerhus

Interview Paladina

Alltagsflash

Testimonial

3.1 Spiritualität und Professionalität (Daniel Zindel, Gesamtleiter und Theologischer Leiter)

Das Potenzial des Glaubens

Der Gründer der Stiftung Gott hilft bekehrt sich als junger Mann bei der Heilsarmee zu Christus und gewinnt eine neue Lebensperspektive. Seine Erfahrung prägte eine ganze Institution: Gott hilft! In allem Wandel ist die christliche Spiritualität für Mitarbeitende der Stiftung Gott hilft bis heute eine unverzichtbare Ressource.

Emil Rupflin gäbe ein geeigneter Proband für die Resilienzforschung ab. Seine biografischen Schilderungen zeigen auf, wie eine dem eigenen Erleben angepasste, intrinsische Spiritualität Widerstandskraft generiert und neue Hoffnung schafft.

Emil Rupflin treibt sich nach seinem Lehrabbruch ohne Lebensperspektive in Zürich herum. Da hört er Musik. Die Melodie berührt sein Herz. Er geht dem Klang nach und trifft Mitglieder der Heilsarmee. Ihre Worte über Gott wecken in ihm neu Hoffnung. Er bekehrt sich zu einem bewussten Glauben an Christus. Die tristen Lebensumstände seiner Familie ändern sich deswegen aber nicht schlagartig. Tief beschämt muss er z. B. miterleben, wie sie als Familie aus ihrer Mietwohnung geworfen werden. Vor der gaffenden Menge, mitten in Zürich, schneidet der Hausverwalter im Hof die Leinen durch, an denen die Wäsche wohlhabender Leute hängt. Die Mutter wäscht für sie. Der Vater trinkt. Aber der lebendige Glaube des jungen Rupflins gibt ihm die Gewissheit, dass die Sache nicht verloren ist. Gott ist. Gott kann. «Dennoch unverzagt» wird eines seiner Lieblingsworte. Es ist für den späteren Heimpionier selbstverständlich, dass die Vermittlung des Glaubens Teil der pädagogischen Arbeit innerhalb der Institutionen der Stiftung Gott hilft wird.

Emil Rupflin gäbe ein geeigneter Proband für die Resilienzforschung ab. Seine biografischen Schilderungen zeigen auf, wie eine dem eigenen Erleben angepasste, intrinsische Spiritualität Widerstandskraft generiert und neue Hoffnung schafft.

Ambivalente Erfahrungen der Klientinnen und Klienten mit dem Glauben

Nicht immer ist der christliche Glaube in den Institutionen der Stiftung Gott hilft in dieser lebensfördernden Art und Weise weitergegeben worden, wie es Rupflin selbst erlebt hatte.

Nicht immer ist der christliche Glaube in den Institutionen der Stiftung Gott hilft in dieser lebensfördernden Art und Weise weitergegeben worden, wie es Rupflin selbst erlebt hatte. In mündlichen Gesprächen und in Briefwechseln mit Ehemaligen der letzten Jahre kam mir eine Ambivalenz entgegen, wenn sie von ihrer «Glaubenserziehung» in der Stiftung Gott hilft sprachen: «Ich habe im Gott hilft arbeiten und beten gelernt. Damit kam ich gut durchs Leben», sagte etwa eine Frau. Jemand anderer berichtete mir, wie sie jeden Morgen in der Bibel gelesen hätten. Reihum, jeder ein Vers. «Als ich an der Reihe war, wusste ich nicht mehr, wo wir genau im Bibeltext waren. Ich bekam eine Ohrfeige.» Rigorose Religiosität, gepaart mit Disziplinierung und

Demütigung, ergab zuweilen ein toxisches Gemisch, das Kinderseelen verkümmern liess, statt sie zum Blühen zu bringen. Für andere waren die Lieder und biblischen Geschichten ein Schatz fürs Leben: «In der Adventszeit war alles schön geschmückt, wir zündeten Kerzen an, es war die wärmste und schönste Zeit im Heim.» Gewissen gab das Feiern der Feste des Kirchenjahrs Halt: «Zum Erntedank bauten wir mit Früchten der Bäume und des Gartens einen wundervollen <Altar> auf. Wir dankten Gott für den Segen.» Jemand anderer erlebte die gleiche Szene völlig konträr: «Am Erntedankfest wurde dem Herrgott gedankt. Aber niemand dankte uns Kindern. Wir waren es, die gekrampft hatten. Man hätte doch jedem einen <Fünfliber> zustecken können.» Von Institution zu Institution, ja von Wohngruppe zu Wohngruppe wurde, je nach Persönlichkeit der Erziehenden, der Glaube unterschiedlich vorgelebt und vermittelt. Wenn ich das richtig sehe, wurde das «Moralische» in der religiösen Erziehung der Stiftung überbewertet. Man betonte Pflichtwerte der Bibel wie Demut, Reinlichkeit, Gehorsam. Emanzipationswerte wie etwa Freiheit oder Eigenverantwortung, die auch im Evangelium vorkommen, wurden hingegen kleingeschrieben. So, wie sich mit der Zeit Erziehungsstile änderten und in der Pädagogik das Kind vom Objekt zum Subjekt wurde, so veränderten sich im Laufe der Jahrzehnte auch die Formen der Glaubensvermittlung und der Glaubenspraxis innerhalb der Institutionen der Stiftung Gott hilft.

Glaube als Ressource



Wo stehen wir heute? In unserem Grundlagenpapier «christliche Spiritualität als Ressource für professionelles Arbeiten» halten wir fest: «In den von der öffentlichen Hand finanzierten Institutionen gilt es einen (Leistungs-)Auftrag professionell wahrzunehmen, der mit dem Glauben primär nichts zu tun hat. Leitende und Mitarbeitende arbeiten mit ihren Klientinnen und Klienten aus ihrem Glauben heraus und nicht auf deren Glauben hin. Die christliche Spiritualität ist für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Gott hilft zusätzlich zu ihren Fach- und Sozialkompetenzen eine Ressource: Sie ermittelt ihnen einen inneren Halt (z. B. Geborgenheit, Hoffnung). Der innere Halt vermittelt den Mitarbeitenden Sinn in ihrer Arbeit. Sie rechnen damit, dass sich in ihrem professionellen Arbeiten von Gott her kreative Momente ereignen, die nicht in ihrer Macht stehen und ihr Tun ergänzen. Sie sehen dank ihrer Spiritualität hinter jedem Klient, jeder Klientin ein einmaliges Geschöpf Gottes, das eine unantastbare Würde besitzt. Diesem inneren Halt entspringen konstruktive Haltungen in einem oft schwierigen und belastenden Arbeitsalltag

(Dankbarkeit, Respekt, Humor, Versöhnungswilligkeit, Flexibilität, Kreativität). Darauf sind die professionellen Handlungskompetenzen aufgebaut (vgl. Grafik «Halt, Haltung, Handlung»).

Die Integration der Spiritualität in die Professionalität führt zu Ansätzen einer haltungsorientierten Pädagogik, Pflege, Gastronomie, Beratung, Ausbildung etc.»

Wie steht es mit dem Missionieren?

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Gott hilft sind überzeugt, dass eine verinnerlichte, dem eigenen Erleben angepasste Form von Spiritualität auch für ihre Bezugspersonen zu einer Ressource werden kann. Insbesondere auf den Gebieten der Gesundheit, der Resilienz, des Glücks, der Partizipation, der Sinnerfüllung und der Reaktionen auf traumatische Erfahrungen kann die Spiritualität zur persönlichen Verarbeitung und zur Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts eine wichtige Rolle spielen. Ebenso kann die christliche Spiritualität helfen, lebensfördernde Werte zu vermitteln. Trotzdem ist es nicht Aufgabe der Mitarbeitenden, betreute oder begleitete Menschen zu missionieren. Streben wir im Arbeitsalltag folglich Wertneutralität und Glaubensabstinenz an? Nein, das wäre künstlich und widerspräche unserer Echtheit und Transparenz in der Arbeit. Wo unsere Klientinnen und Klienten Sinn- und Wertfragen thematisieren, Prozesse der Versöhnung anstreben, oder in Krisen und Traumas («Kontingenz-erfahrungen») die Frage nach Gott stellen, sprechen die Mitarbeitenden vom Potenzial des Glaubens. Acht-samkeit und Freiheit in der Weitergabe ist uns wichtig. So soll auch das institutionelle Setting berücksichtigt werden. In einer sozialpädagogischen Pflegefamilie sieht es anders aus als im niederschweligen Bereich. In all unseren Betrieben gilt die Maxime des christlichen Heimpioniers J. H. Wichern (1808–1881): «Das Christenleben ist und bleibt Sache der freiesten Aneignung, die persönlichste, eigenste Tat jedes Menschen, zu der es keinen Zwang, keinerlei äussere Nötigung gibt, geben kann, geben darf. Jede, auch die leiseste Abweichung von der Regel ist eine Umkehr des Christentums, beruht auf völliger Verkennung desselben. Deswegen lässt sich das Christenwesen auch nicht anlehren oder anlernen, lässt sich auch nicht anziehen; es will allezeit frei aus Gottes Hand genommen sein.»

3.2 Interview Beratungsstelle Rhynerhus (Käthi Zindel, Leiterin Beratungsstelle)

Leben in all seinen Facetten fördern

An der Beratungsstelle Rhynerhus arbeiten Frauen und Männer, die in Therapie, Beratung, Seelsorge sowie im Elterncoaching tätig sind. Wie die Beratenden zusam-

menarbeiten und von ihren unterschiedlichen Ausbildungen profitieren, erzählt die Leiterin der Beratungsstelle, Käthi Zindel, im Interview.

Im Rhynerhus kommen verschiedenste Ausbildungen, Theorien und Konzepte zusammen. Verstehen sich Ihre Mitarbeitenden oder herrscht bei euch in der Beratungsstelle eine babylonische Sprachverwirrung?

Tatsächlich arbeiten in der Beratungsstelle Rhynerhus Beratende mit unterschiedlichen Ausbildungen und Arbeitsweisen. Alle Ausbildungsrichtungen haben ihren eigenen Jargon. Aber so lernen wir eben neue Sprachen dazu – so schwer ist das nun auch wieder nicht. Wir treffen uns jeden Monat zur Intervision. Da tauschen wir aus über unsere Erfahrungen und Fragen in Bezug auf Gesprächsverläufe und Interventionen. Es ist eine echte Bereicherung, können wir doch viel voneinander lernen. Im Herbst 2015 trafen wir uns zu einer gemeinsamen Weiterbildung, an der jeder den anderen eine Gesprächsintervention vorstellte, die wir dann praktisch miteinander einübten. Das Vertrauen im Team ist gewachsen und wir können so Schwierigkeiten in der Beratung miteinander teilen und einander unterstützen.

Erleben Sie trotzdem auch Herausforderungen in der Unterschiedlichkeit?

Vor 15 Jahren begann ich als Eheseelsorgerin und Seelsorgerin im Rhynerhus und profitierte in der Inter- und Supervision enorm von den anderen Teammitgliedern. Manchmal war ich aber auch verwirrt und fühlte mich in meiner Vorgehensweise in Frage gestellt. Nach den Intervisionen war es meine Aufgabe, die anderen Ansätze zu reflektieren. Ich übte mich darin zu integrieren, was mir entsprach, und alles andere getrost loszulassen. So lernte ich, die Andersartigkeit der anderen mit Respekt zu würdigen und in meiner Eigenheit sicherer zu werden. So ergeht es wohl allen im Team. Wir lernen, einander in der persönlichen Arbeitsweise zu achten, von einander zu lernen, aber dennoch unseren Überzeugungen treu zu sein. Was uns verbindet, ist nämlich die Überzeugung, dass Gott auf unterschiedliche Art und Weise hilft und wirkt.

Sie müssen ohne öffentliche Mittel auskommen. Was bedeutet das für Ihre Arbeit und das Personal?

Die Finanzierung der Infrastruktur, die Leitung des Teams, die Öffentlichkeitsarbeit und das Sekretariat werden mit Spenden und Beiträgen der Stiftung Gott hilft finanziert (Diakoniebeiträge der Mitarbeitenden). Die Beratungshonorare werden zum einen Teil von den Klienten und zum anderen Teil mit Spenden gedeckt. Nicht alle Ratsuchenden sind in der Lage, das Honorar vollumfänglich zu bezahlen.

Nicht nur Hilfesuchende kommen zu Ihnen. Mit den Elterncoachingkursen treten Sie auch nach aussen. Wie sieht dieses Konzept aus?

Das Elterncoaching wurde an der Beratungsstelle entwickelt. Mit diesem Angebot besuchen wir Kirchgemeinden in der Deutschschweiz. Es geht um Elternkurse, die sich aus 6 Abenden zusammensetzen. Diese Abende bestehen aus Inputs und Gruppenzeiten, in denen sich die Erziehenden austauschen können. Unterdessen bieten wir auch einzelne Erziehungsabende zu verschie-

Leitende und Mitarbeitende arbeiten mit ihren Klientinnen und Klienten aus ihrem Glauben heraus und nicht auf deren Glauben hin.

Die christliche Spiritualität ist für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Gott hilft zusätzlich zu ihren Fach- und Sozialkompetenzen eine Ressource.

Die Beratungshonorare werden zum einen Teil von den Klienten und zum anderen Teil mit Spenden gedeckt. Nicht alle Ratsuchenden sind in der Lage, das Honorar vollumfänglich zu bezahlen.

denen Themen an. Das Ziel der Kurse ist es, Eltern in ihren lebensfördernden Grundhaltungen in der Beziehung zu ihren Kindern zu stärken und sie mit praktischen Umsetzungsschritten zu begleiten. Dabei ist auch die christliche Spiritualität eine wichtige Ressource. Das Elterncoaching trägt zur Entlastung der Eltern im erzieherischen Alltag bei und ermutigt sie gleichzeitig, ihre Verantwortung umfassend wahrzunehmen. Zusätzlich zur Entlastung entsteht in den Gruppengesprächen elterliche Solidarität und erzieherischer Erfahrungsaustausch.

3.3 Interview Paladina (Debora & Mario Mosimann)

Gast- und Geistgeber durch und durch

Wir würden selber auch gerne zu uns in die Ferien kommen!

In seinem Ursprung bedeutet das Wort Pfarrer übrigens auch Wirt. Zur rechten Zeit am rechten Ort dem Nächsten zu dienen und ihm ganzheitliche Ferien zu ermöglichen, ist sehr geistlich.

Der Tourismus im Tessin, die Gastronomie allgemein: ein knochenhartes Business. Warum tut man sich das an? Debora und Mario Mosimann leiten zusammen seit zehn Jahren das Centro Paladina. Ihre Antworten versprühen eine solche Leidenschaft, dass diese Frage gerade wieder im Raum verhallt.

Ein Hotel zu führen, ist ein hartes Stück Arbeit. Warum tun Sie sich das an?

Debora: Das ist keine Frage des «Sich-Antuns» – das ist Berufung! Hätten wir uns nicht damals vor vielen Jahren sonnenklar von Gott in diese Aufgabe geführt gewusst, wären wir schon längst nicht mehr hier (lacht).

Mario: Effektiv la dolce vita. Das Arbeiten erleben wir fast schon als Hobby und Zeitvertreib.

Debora: Dieses Wort würde ich sicher nicht wählen!
Mario: Nicht alle Aufgaben, versteht sich. Aber wenn man seine Sache gut macht, kommen auch die Gäste! Mit einer schönen Lage allein ist es nicht getan. Wir machen hier die Erfahrung: Wenn man stetig mit Überzeugung, Passion und vollem Elan, dranbleibt, ist Erfolg nur eine Frage der Zeit. Auch in harten Zeiten weiter zu investieren und nicht aufzugeben, ist der beste Rat für Unternehmer unserer Branche. Das Tessin hat viel zu bieten und etwas Gutes kann man gut verkaufen. Wir würden selber auch zu uns in die Ferien kommen. Anderen eine Freude zu machen mit etwas, woran man selber Freude hat, ist einfach. So merken wir bis heute, dass wir hier am richtigen Platz sind.

Debora: Die Arbeit ist rundum sehr befriedigend. Der Kontakt mit unterschiedlichsten Menschen, das Einbringen seiner eigenen Stärken, die Zusammenarbeit in Ehe und Team...

Im Hotelleitbild der Stiftung Gott hilft heisst es: «Come as you are – leave as a friend.» (Auf Deutsch: Komm, wie du bist – geh' wieder als Freund.) Was heisst das konkret?

Mario: Wir glauben, dass eine lockere, natürliche und freie Atmosphäre für ein Hotel entscheidend ist – vor allem für ein christliches Hotel. Wo Menschen die Freiheit spüren, sich selber sein zu dürfen und man von

ihnen nicht irgendein Verhaltenskodex erwartet, blühen sie auf. Auch viele nicht-kirchliche Gäste fühlen sich bei uns ganz zu Hause – über solche Feedbacks freuen wir uns besonders. Bei uns ist der Mensch im Mittelpunkt. Es geht uns nicht primär um Umsatz, sondern um die Beziehung zum Gast...

Debora: ... und um dessen Beziehung wiederum zu Gott. Hier herrscht keine Religiosität, wir sind ungezwungen, frei, es wird viel gelacht.

Mario: Über 60% unserer Gäste kommen wieder – wir machen hier also etwas richtig. Unter den Gästen sind auch schon Freundschaften auf Lebzeiten entstanden. Darum haben wir keine Einzeltische im Speisesaal. Wir erleben hier Saison für Saison, wie Gäste eine Freundschaft mit Gott starten oder vertiefen. In den Schulferien möchten wir vor allem Familien, und im speziellen jungen Menschen, erlebnisreiche und unvergessliche Tage ermöglichen. So erleben wir, wie Gäste bis in die vierte Generation bei uns ein- und ausgehen. Das zu ermöglichen und zu beobachten, ist ein grosses Geschenk!

Spiritualität und Hotellerie, wie geht das zusammen?

Mario: Alles ist spirituell. Was gibt es Schöneres, als jemandem mit einem Lächeln eine fein duftende Tasse Cappuccino auf unserer Terrasse zu servieren? Das ist doch Nächstenliebe pur – und wird erst noch bezahlt! Wenn man sich anhand der Bibel mal überlegt, was Kirche eigentlich ist, kommt man zwangsläufig zum Schluss: Ein christliches Hotel ist sogar noch mehr als das!

Debora: Ich stimme dem zu. Die Frage an sich stört mich. Weshalb unterteilen wir überhaupt in geistlich und weniger geistlich? Alles, was ich von Herzen und für Gott tue, ist geistlich. Ob ich nun WCs putze oder mich mit einem Multimillionär unterhalte – auf die innere Haltung kommt es an.

Mario: In seinem Ursprung bedeutet das Wort Pfarrer übrigens auch Wirt. Zur rechten Zeit am rechten Ort dem Nächsten zu dienen und ihm ganzheitliche Ferien zu ermöglichen, ist sehr geistlich. Täglich beten wir für unsere Gäste, Lieferanten und Nachbarn – wir können uns eine Arbeit ohne Gebet gar nicht vorstellen. Der Slogan «Ich bin doch nicht blöd» von Media Markt in Beziehung auf die Tatsache, dass Gott hilft, ist matchentscheidend für das Gelingen unseres Unternehmens. Wenn wir schon «Vitamin B» haben, ist das Beten für eine gute Belegung mit den richtigen Gäste das tägliche Brot eines erfolgreichen Hotelbetriebes!

An den Kadersitzungen der Stiftung Gott hilft nehmen sie als Hoteliers zusammen mit Leitern aus Sozialbereich, Altersarbeit, Aus- und Weiterbildung, Seelsorge und Therapie teil. Was ist dort Ihr Beitrag und was können Sie von ihren Kolleginnen und Kollegen lernen?

Mario: Das soziale, menschliche Gedankengut hat einen gesunden Einfluss auf unseren von der knallharten Marktwirtschaft geprägten Alltag. Natürlich fühlt sich ein Hotelier am besten verstanden unter seinesgleichen. Doch ist Leiterschaft, egal in welcher Branche, im Kern gleich. In diesem Bereich leisten alle Betriebsleiter ihren Beitrag zum Horizontal-Mentoring. Als verkaufsorientierte Leistungsträger haben wir zum Beispiel einen

gesunden Einfluss, wenn es um die Frage, wie man im Sozialbereich gewinnbringend arbeiten kann.
Debora: Lernen kann man immer. Von allen. In Bezug auf Ehe, Familie und Freizeit. Ausschlaggebend dafür ist der Austausch von Erfahrungen.

3.4 Alltagsflash

3.4.1 Psychotherapeutin (Angela Schmidt)

Die Arbeit im Rhynerhus ist so unterschiedlich wie die Hilfesuchenden selbst. Kein Beratungsgespräch verläuft wie das andere. Aber genau diese Herausforderung liebe ich in der Arbeit mit meinen Klienten. So verschieden die individuellen Lebensentwürfe und Therapieziele jedes Einzelnen auch sein mögen, so hat doch jede Beratung dasselbe übergeordnete Ziel: die Entwicklung zur Autonomie. Es geht darum, die Hilfesuchenden in eine persönliche Unabhängigkeit hineinzuführen – dort, wo Abhängigkeiten von Personen, Genussmitteln und anderem bestehen. Ich ermutige sie zur Selbstständigkeit – dort, wo alte Verhaltensmuster dominieren und sie daran hindern, in eine persönliche Freiheit hineinzukommen. In der Theorie lässt sich das Ganze relativ einfach ausdrücken. In der Umsetzung jedoch brauchen meine Klienten, wie ich selber auch, oft einen langen Atem. Da ist zum Beispiel diese junge Frau Mitte zwanzig, die sich, seit sie denken kann, nichts sehnlicher wünscht als die Anerkennung ihres alkoholabhängigen Vaters. Ein simples Danke von ihm oder «das hast du gut gemacht» würde ihr Leben auf den Kopf stellen – im positiven Sinne versteht sich. So etwas hat sie nämlich noch nie von ihm zu hören bekommen, obschon sie sich solche Mühe gibt, ihm zu gefallen. Seit bald zwei Jahren begleite ich sie nun in ihren Auf- und Abs und dabei, ihr Leben selbst auf die Reihe zu bekommen. Das gelingt ihr oft schon sehr gut. Nur eben sind da immer wieder diese Abs, die sie jedes Mal zurück auf Feld 1 katapultieren. Dann beispielsweise, wenn das Weihnachtsfest bevorsteht und sie sich erneut mit ihrem kaputten Familiensystem auseinandersetzen muss. Dann kommen die fiesen alten Wunden wieder zum Vorschein, die nur mit dem regelmässigen «Gang aufs Klo» auszuhalten sind. Eine andere wirksame Strategie hat sie noch nicht für sich finden können. Leider. Ich bleibe weiter dran mit ihr. In der Hoffnung, dass sie durch die vertrauensvolle Beziehung zu mir als ihre Therapeutin positive, an keine Bedingungen geknüpfte zwischenmenschliche Erfahrungen machen kann. Erfahrungen, die sie persönlich weiterbringen mögen. Und vielleicht auch näher an Gottes Herz.

3.4.2 Rezeptionistin (Teresa Roth)

Seit einigen Jahren habe ich das Privileg, meine Arbeit an einem Ort ausführen zu dürfen, der professionelle Hotellerie in der Schweiz bietet und dessen oberster Direktor, offensichtlich, unser Schöpfer selbst ist. Wo wird dieser oberste Chef sichtbar? So zum Beispiel: Grosses Check-out an einem Samstag in den Herbstferien. Ein Vater kommt und bittet um die Adresse eines Kinderarztes. Sein kleiner Sohn liegt im Bett, hat Bauchweh und kann nicht aufstehen. Mit Adressen versorgt, zieht der Vater von dannen. Eine unbekannte Dame kommt zum Check-out. Sie war bloss zwei Nächte da, was bei uns während den Schulferien eher ungewöhnlich ist. Gerade wendet sich die Dame ihrem Rollkoffer zu und will gehen, als der Vater zurückkommt. «Sofort die Ambulanz anrufen, dem Kind geht's nicht gut!» Wie, wo, was? Die Hand schon am Koffergriff wendet sich die blonde Frau um und kommt nochmals zurück: «Brauchen Sie Hilfe? Ich bin Notfallärztin.» Zum Vater gewendet: «Ich komme gleich mit.» Keine zehn Minuten später ist die Lage entspannt, Kind und Eltern gut beraten. Die Dame holt ihren Koffer und geht ohne grosse Worte. Ich rufe ein «Danke» hinterher und frage mich, wo wohl ihre Flügel geblieben sind. Dienst am Nächsten. Keine Sekunde zu spät. Ein solches Timing gibt's doch gar nicht...

Da ist zum Beispiel diese junge Frau Mitte zwanzig, die sich, seit sie denken kann, nichts sehnlicher wünscht als die Anerkennung ihres alkoholabhängigen Vaters. Ein simples Danke von ihm oder «das hast du gut gemacht» würde ihr Leben auf den Kopf stellen.

3.5 Testimonial

Wilf Gasser, Präsident Schweizerische Evangelische Allianz

–
Ich erlebe die Stiftung Gott hilft als Bereicherung für die ganze «christliche Szene», weil sie es sich zum Ziel setzt, gesellschaftsrelevant zu sein und zugleich auf einem biblischen Fundament aufbaut. Ich wünsche ihr für die Zukunft, dass sie in dieser guten Mischung weiterhin vorbildlich bleibt. Denn so, wie ich die gesellschaftlichen Entwicklungen und Bedürfnisse wahrnehme, wird ihre grosse Zeit erst noch kommen!

–

4.0 Altersarbeit

Altersarbeit im Wandel

Alltagsflash

Interview Serata

Testimonial

4.1 Altersarbeit im Wandel (Trudi Roider, Leiterin Aktivitäten)

Ein Leben lang im Dienst

Mit dem Eintritt in die Stiftung Gott hilft verband sich in der Gründungszeit der Entscheid, ein Leben lang Gott und den Menschen zu dienen. Ob damit allen klar war, dass sie nicht nur für die Arbeit, sondern auch für ihr eigenes Leben von Gott die nötige Hilfe erwarteten– bis zum Sterben?

Mit Sicherheit verwendete Emil Rupplin kaum Gedanken an Ruhestand oder Pensionierung. Er und die Mitarbeitenden der Stiftung Gott hilft standen «im Dienst bis zum Tod».

Sehr fortschrittlich war die Tatsache, dass ausschliesslich Einerzimmer mit WC und Dusche gebaut worden waren, was die Bündner Zeitung als «4-Sterne-Hotel» bezeichnete und allgemein als «modernstes Altersheim Graubündens» angesehen wurde.

Mit Sicherheit verwendete Emil Rupplin kaum Gedanken an Ruhestand oder Pensionierung. Er und die Mitarbeitenden der Stiftung Gott hilft standen «im Dienst bis zum Tod». Dies zeigte sich auch in seinem Leben: Nach einem Schlaganfall (1964) gab er «seine Geschäfte» (die Leitung) nicht weiter. Er empfand sich nicht als Pensionierter. Er war «froh um meinen Hörapparat – sonst müsste ich mich pensionieren lassen.» Wohl verstanden: Emil Rupplin war damals 84-jährig. Grundsätzlich erwartete Rupplin von den Angestellten die gleiche von Gott gewollte Haltung, musste aber einsehen, dass einige Hausmütter oder andere Mitarbeitende kräftemässig oder aus gesundheitlichen Gründen ihre Aufgaben in den Kinderheimen nicht mehr erfüllen konnten. Aus diesem Grund wurden ab 1942 betagte Mitarbeitende im Bethanienheim in Zizers aufgenommen, zehn Jahre später dann im neu gebauten Haus Eben Ezer. Vorübergehend war der Bedarf an Wohnmöglichkeiten für Senioren der Stiftung so gross, dass sie einmal mehr versetzt wurden – diesmal nach Schwellbrunn AR (1959). In einem ehemaligen Kinderheim der Stiftung fanden sich eine ganze Anzahl betagter ehemaliger «Gotthilftler» wieder. Die ersten Alterskommunen der Stiftung waren gegründet. Emil Rupplin selber wohnte nach seinem Schlaganfall weiterhin im Haus Eben Ezer in Zizers. Im Sinn von «ein Leben lang im Dienst» halfen sich die Betagten gegenseitig, sei es mit Haushalten, Kochen, Pflegen oder der Begleitung von Sterbenden. Aus den gewachsenen Strukturen versteht sich von selber, dass Vater und Mutterli Rupplin auch hier die Leitung hatten – bis zu seinem Tod 1966.

Erster Wandel: Von der Alterskommune zum Altersheim

Ab 1967 leitete ein Dreiergremium die Stiftung: Heinz Zindel, Pfarrer Rade und Samuel Rupplin. Für die Altersarbeit hiess das: Ein Neubau für die betagten Mitarbeitenden wurde geplant. Dabei galten die bewährten Grundsätze: Erstens wurde gefragt, ob es der Auftrag der Stiftung sei, ein Altersheim zu bauen. Zweitens wurde das Anliegen betend vor Gott gebracht. Drittens wurde ein Beschluss gefasst. Und viertens wurde die Frage nach der Finanzierung aufgegriffen (in diesem Fall ging es um ca. 5 Millionen Franken). 1975 konnte das neue «Pflegeheim Gott hilft» einge-

weicht werden. Annemarie und Fred Abplanalp wurden als vollzeitliches Leiterehepaar respektive «Hauseltern» berufen. Sie begannen ihre Arbeit mit grossem Einsatz rund um die Uhr. Annemarie war für Planung, Führung des Grosshaushaltes und Buchhaltung zuständig. Fred war Allrounder – das breite Spektrum von Glühbirnen-Auswechseln bis Seelsorge gehörte in seinen Aufgabenbereich. Wohl bemerkt: Fred und Annemarie waren zur Anfangszeit Eltern von vier Kindern im schulpflichtigen Alter. Als zusätzliche Mitarbeiterin wurde eine Krankenschwester eingestellt, die anfänglich jedoch vor allem in der Küche arbeitete, weil da gerade Bedarf war.

Zur gleichen Zeit wurde eingeführt, dass die Mitarbeitenden mit 70 Jahren pensioniert wurden. So entstanden viele neue Alterskommunen, denn die Bewohnerinnen und Bewohner waren sowohl körperlich als auch geistig noch recht rüstig. Nun waren da ehemalige «Hausmütter» mit ihrer ganzen Erfahrung und eigenen Ideen, wie ein Haus zu führen sei, Mitarbeitende aus verschiedenen Heimen und die neue Leitung. Die Art des Zusammenlebens erfolgte weiterhin als Alterskommune, wo alle gemäss ihren Gaben und Talenten füreinander dienend lebten und für alles gemeinsam sorgten. Ausenstehende hätten bestimmt oft nicht sagen können, wer vollzeitlich angestellt und wer im Ruhestand war. Mit der altersbedingten Veränderung einiger Bewohnerinnen und Bewohner wurde schliesslich offensichtlich, dass es nicht mehr ohne weitere angestellte Mitarbeitenden ging. So wurden eine erfahrene Köchin und für die Betreuung eine Sozialpädagogin angestellt. Die Köchin kochte, wie sie es gelernt hatte – was gewiss nicht den heutigen Richtlinien von altersgerechter Nahrungszubereitung entsprach. Die Betreuerin stellte ihre vielfältigen Ideen und Material zur Verfügung, damit die Bewohnenden in der so genannten Werkstube im Haus Bethanien etwas anfertigen konnten.

Sehr fortschrittlich war die Tatsache, dass ausschliesslich Einerzimmer mit WC und Dusche gebaut worden waren, was die Bündner Zeitung als «4-Sterne-Hotel» bezeichnete und allgemein als «modernstes Altersheim Graubündens» angesehen wurde.

Altersheimzimmer, die nicht von pensionierten Gott hilft-Mitarbeitenden benötigt wurden, konnten an «Auswärtige» vergeben werden. Vorrang hatten betagte Angehörige von Mitarbeitenden. Mit dem Einzug von Menschen, die sich nicht Zeit ihres Lebens als Mitarbeitende in der Stiftung investiert hatten, kam eine gewisse Unruhe in die Alterskommune, die sich so mehr und mehr zum Altersheim wandelte. Trotz nach wie vor grosser Hilfsbereitschaft seitens der Betagten, mussten mehr Mitarbeitende eingestellt werden. Neu wurde nicht mehr nur geschaut, welche Arbeit jemand übernehmen konnte. Vielmehr wurde ausgewählt, wer die richtige Ausbildung für eine bestimmte Aufgabe hatte. Dies war ein entscheidender Schritt Richtung Moderne respektive eine Entscheidung hin zu mehr Professionalität.

Zweiter Wandel: Vom Altersheim zum Alterszentrum mit öffentlichem Leistungsauftrag

1997 begann das Heimleiterhepaar Richard und Esther Wartenweiler seine Tätigkeit. Hier seien die wesentlichen Herausforderungen erwähnt:

- im administrativen Bereich wurde die EDV, eine heiminterne Finanzbuchhaltung sowie ein Sekretariat implementiert
- für die Mitarbeitenden wurden Führungsgrundsätze und konkrete Beschreibungen ihrer Aufgaben und Kompetenzen erstellt
- es wurden regelmässige Bereichsleitersitzungen eingeführt
- ein Leitbild und verschiedenste Konzepte entstanden – beispielsweise für die interne und externe Weiterbildung, Pflege und Betreuung, Arbeitssicherheit oder die Arbeit mit Angehörigen
- per 01.01.2002 musste die Entlohnung der Mitarbeitenden vom stiftungsinternen Bedürfnislohn-System auf ein marktübliches Modell umgestellt werden, was einem Lohnkostenschub von 40% entsprach
- die zunehmenden Vorgaben des Kantons bezüglich Altersarbeit wurden umgesetzt
- das «Pflegeheim Gott hilft» wurde unter dem neuen Namen «Alterszentrum Serata» in die offizielle Pflegeheimliste des Kantons Graubünden aufgenommen
- das Alterskonzept der Stiftung Gott hilft wurde überdacht, was zur Einbindung der Alterswohnungen und zur Planung einer umfassenden baulichen Erneuerung des Serata führte
- ein mehrjähriger Suchprozess bezüglich der Qualitätssicherung endete mit einer QAP-Zertifizierung (QAP = Qualität als Prozess) nach SQS (Schweizerische Qualitätssicherung)

Alles in allem wurden grosse Schritte in Richtung Professionalität eingeleitet und umgesetzt.

Dritter Wandel: Weiterführung sich verändernder Realitäten in Gesellschaft und Politik

Seit 2010 leitet Rolf Roider das Alterszentrum Serata. Seine Frau, Trudi Roider, ist für alles, was Aktivitäten betrifft, zuständig. Die ersten Jahre waren massgeblich von zwei Entwicklungen geprägt: dem Umbau des Serata unter Einbezug vieler neuzeitlicher Anforderungen und Reglementierungen durch den Kanton sowie dem Aufbau einer guten Zusammenarbeit mit und unter den Mitarbeitenden

Heute kann gesagt werden, dass:

- die Bereichsleiter unter der Leitung von Rolf Roider ein innovatives, gut funktionierendes und sehr engagiertes Team sind,
- die Bereichsleiter ihre Teams sehr gut führen,
- die Mitarbeitenden des Serata ihr Bestes geben,
- die Qualitätssicherung mit QAP (Qualität als Pro-

zess) wertvolle Impulse zur Weiterentwicklung liefert,

- sich die Zusammenarbeit mit den übergeordneten Stellen der Stiftung, sowie die Vernetzung in der Heimregion positiv gestalten
- und das gleiche Grundanliegen wie zu den Anfangszeiten gilt und erfüllt ist, nämlich dass (laut Bewohnerbefragung) überwiegend sehr zufriedene Bewohnerinnen und Bewohner im Serata leben.*

4.2 Alltagsflash

4.2.1 Technischer Dienst (Christian Bösch)

Es ist Morgen. Ich komme in meine Werkstatt und die Hörgeräte der Bewohnerinnen und Bewohner aus dem ersten Stock liegen bereit. Schläuche und Filter werden ersetzt, um den Trägerinnen und Trägern Gehör zu verschaffen – im wahrsten Sinne des Wortes. Mitten in der Reparatur ruft es aus der Küche an, aus der grossen Bratpfanne läuft etwas aus. Nach ein paar handwerklichen Eingriffen kann weitergekocht werden. Ich gehe zurück zu den Hörgeräten, um diese vor dem Morgenessen bereitzuhaben. Mittlerweile hat eine Bewohnerin aus einer Alterswohnung eine Gartenhacke auf meinem Pult deponiert. Der Stil ist abgebrochen. Ich ersetze ihn, damit sie weiter im Garten arbeiten kann. Es ist eine wichtige Beschäftigung für sie – und uns ist es wichtig, dass sie einer Beschäftigung nachgehen kann, an der sie Freude hat.

Nach der Pause braucht die Pflegeleiterin im zweiten Stock meine Computerkenntnisse. Das Stundenerfassungssystem «will nicht» wie gewünscht. Wenig später ist das Problem gelöst – weiter geht's! Der nächste Anruf führt mich in die Lingerie. Die Türe der grossen Waschmaschine funktioniert nicht. Diese selber zu reparieren, geht nicht. Also biete ich den Servicemann auf. Bis dieser kommt, stampfe ich den Abfall im Containerraum. Aus sieben Säcken wird einer – Abfallmanagement ist wirklich eine geschmackvolle Arbeit. Ich repariere noch das Bremskabel eines Rollators und bringe einem Bewohner ein Gerät, das MP3-Dateien abspielen kann. Eigentlich wollte ich heute eine technische Prüfung der Betten machen. Dazu kommt es wohl nicht. Stattdessen repariere ich eine Nachttischlampe – so können ihre Besitzerin und ich anschliessend mit gutem Gewissen den (Feier-)Abend geniessen.

4.2.2 Pflegefachfrau (Susanna Follack)

Um neun Uhr abends beginnt mein Dienst mit einem Rapport. Danach begleite ich Bewohnende, die noch wach sind oder Hilfe brauchen, zu Bett, bringe Medikamente oder einen Teekrug vorbei. Dafür gibts dann auch immer wieder mal ein Dankeschön oder ein «bhüeti Gott».

Nach der Pause braucht die Pflegeleiterin im zweiten Stock meine Computerkenntnisse. Das Stundenerfassungssystem «will nicht» wie gewünscht.

«Ich werde abgeholt», sagt sie mir. Ich erkläre, dass es mitten in der Nacht ist, worauf sie einwilligt, zurück ins Zimmer zu gehen. Dort schläft sie dann mit den Kleidern auf dem Bett ein.

Nach meiner ersten Runde mache ich Medikamente bereit für den Morgen und gehe anschliessend auf die nächste Runde, um jemanden umzulagern oder Getränke zu bringen. Dabei kann es sein, dass jemand aufwacht und fragt: «Ist schon morgen?». Wenn ich verneine, heisst es: «Dann kann ich noch die ganze Nacht schlafen – auch gut.»

Für den Nachdienst sind wir zu zweit für das ganze Haus und rund 45 Bewohnende. Es gibt ruhige Nächte, aber in der Regel ist einiges los. Ich habe auch schon mit einem Schrittzähler gearbeitet und machte 6000 Schritte – und das in einer ruhigen Nacht. Nach einer Stunde Pause geht es dann auf eine weitere Runde durch das Haus. In dieser Nacht kommt mir dabei eine Bewohnerin vollständig angezogen entgegen. «Ich werde abgeholt», sagt sie mir. Ich erkläre, dass es mitten in der Nacht ist, worauf sie einwilligt, zurück ins Zimmer zu gehen. Dort schläft sie dann mit den Kleidern auf dem Bett ein. Mittlerweile ist es zwischen drei und vier Uhr morgens. Eine Frau wird umgelagert, ein Mann wieder in trockenes Bettzeug gelegt und ein anderer Mann zurück ins Bett transportiert. Er war aus dem Bett gestürzt. Der Notfallarzt muss nicht gerufen werden, alles in Ordnung, es gibt einen Eintrag im Pflegebericht. Dort werden spezielle Geschehnisse der Nacht vermerkt. Mit kleineren und grösseren Episoden geht es bis sechs Uhr morgens weiter und nahtlos über in den Endspurt mit Toiletten-gängen und der Abgabe von Medikamenten. Am Ende meines Dienstes übergebe ich ans Tagsteam, dann gehe ich nach Hause, esse mein Frühstück und gehe danach ab ins Bett. Gute Nacht, nein guten Morgen – egal. Hauptsache, ich schlafe gut!

4.3 Interview Serata (Rolf Roider, Leiter Alters- und Pflegezentrum Serata)

Massgeschneiderte Betreuung

Wie findet das Alters- und Pflegezentrum Serata die Balance in der heutigen und zukünftigen Altersarbeit? Dem Wunsch nach mehr Individualität steht die demografische Entwicklung unserer Gesellschaft gegenüber: Wir werden immer älter, damit aber auch anfälliger für eine demenzielle Entwicklung. Somit sind massgeschneiderte Wohnformen genauso gefragt wie spezialisierte Pflegeangebote.

Vor rund drei Jahren wurde auf nationaler, kantonaler und schliesslich auf kommunaler Ebene das neue Finanzierungsmodell 2013 eingeführt. Welche Folgen hatte dieser Wechsel für Ihren Betrieb, im speziellen für die Bewohnenden?

Wechselt jemand seinen Wohnsitz, weg von seinem Heimatkanton, um in jungen Jahren anderswo seine Brötchen zu verdienen, kann dies im Alter zu einem Problem führen. Besteht nämlich der Wunsch, wieder zurück zu seinen Wurzeln zu gehen, kann es mit dem neuen Finanzierungsmodell in der Pflegeinstitution eines anderen Kantons und einer anderen Wohngemeinde Probleme geben. Ausschlaggebend für die Übernahme der

finanziellen Verpflichtungen von Kanton und Gemeinde ist allein der Wohnort der letzten 10 Jahre. Heute ist die Finanzierung von Kanton zu Kanton unterschiedlich geregelt. Dies bedeutet, dass im Heimatkanton die Kosten durch die öffentliche Hand des Wohnkantons nicht vollständig gedeckt würden.

Welche Auswirkung hat die Entwicklung im finanziellen Bereich für die zukünftige Wohnsituation im Alter?

Es ist problematisch, jemanden aus einem anderen Kanton aufzunehmen, da nebst einer äusserst komplizierten Rückverrechnung der verordneten Beiträge zuzüglich eine Taxe von täglich CHF 20.– (CHF 600.–/Monat) für Ausserkantonale zu entrichten ist. Das verursacht für den Betroffenen zusätzliche Kosten. So werden viele auf einen Umzug in ihre ursprüngliche Heimat verzichten.

Nicht nur die Wohnsituation ist im Wandel. Auch die aktuellen Wohnformen werden sich an gesellschaftliche Entwicklungen und individuelle Bedürfnisse anpassen müssen. Welche Veränderungen sind in diesem Bereich im Gange und/oder welche Trends zeichnen sich bereits ab?

Wurde früher das Altersheim kurz nach einer Pensionierung ins Auge gefasst, um der nachkommenden Generation im Eigenheim Platz zu machen, sind heute aus Alterswohnheimen Alterspflegeheime geworden. Wünschen eigenständig Wohnende mit abnehmenden Kräften oder kognitiven Fähigkeiten Hilfe in den Bereichen des täglichen Lebens, können sie eine spezifische Hilfeleistung anfordern. Schliesslich muss eine Wohnform gesucht und gefunden werden, die Schutz sowie die benötigte Hilfe anbietet. Wohnformen wie betreutes Wohnen mit Anbindung an eine Pflegeinstitution als Überbrückung werden zunehmen. Angebote wie Spitex, Haushalthilfe oder das Einbinden in die Tagesgestaltung beugen sozialer Isolation vor und können eine stationäre Betreuung verzögern. Dies wird ein Trend in den nächsten Jahren sein: massgeschneiderte Betreuung und Hilfestellungen.

Mit dem Umbau der Liegenschaft vor rund drei Jahren hat man somit einen guten Grundstein für die Zukunft gelegt. Welche Entwicklungsschritte braucht es in den nächsten Jahren damit das Serata auch in Zukunft in der «Altersarbeitslandschaft» bestehen kann?

Es braucht den demographischen Entwicklungen angepasste Inhalte. Der Bedarf nach Betreuungsplätzen für stark desorientierte, verwirrte Menschen etwa wird sich verstärken. Auf der einen Seite steigt der Wunsch vieler Menschen nach Individualität. Auf der anderen Seite werden die Menschen älter, dadurch gebrechlicher und die Wahrscheinlichkeit einer demenziellen Entwicklung steigt. Der Platz, um integriert in einem familiären Umfeld leben zu dürfen, verschwindet – nicht allein aus Gründen der Individualisierung, sondern weil auch Wohnraum zu einer teuren Mangelware wird. So wird es wichtiger denn je, alternative Wohnmöglichkeiten anbieten zu können. Dienstleistungen werden individuell angefordert und ein definitiver Eintritt in einen geschützten Bereich erfolgt später, oft meist erst in komplexen Krankheitssituationen. Das fordert uns nicht nur baulich, sondern auch fachlich heraus. Mit den

neuen Pflegeeinheiten im Serata ist es möglich, diesem Trend mit kleinem Aufwand Rechnung zu tragen. Alle Abteilung verfügen bereits heute über Strukturen für eine geschützte Pflege- und Betreuungseinrichtung. So sind heute alle Abteilungen mit einem Rundgang sowie einem verglasten und gut erreichbaren Zentrum mit Betreuungs- und Bezugspersonen angelegt. Die Verpflegung kann dank der grosszügigen Abteilungsküchen auf die Etagen verlegt werden. Stuben auf den Wohneinheiten laden zum Verweilen ein und verhindern, dass sich Verwirrte isolieren.

Die Alterswohnungen erlauben bereits heute Entlastungen durch die nachbarschaftliche Nähe. Dienstleistungen wie Kleiderwaschen, Wohnungsputz oder Essen im nahegelegenen Pflegeheim sind möglich. So kann eine Betreuung im stationären Bereich hinausgeschoben werden. Zudem wird die «Eintrittsschwelle» dank gemeinsamen Festen und Anlässen von Mietern und Bewohnern deutlich gesenkt. So gesehen haben wir bereits sehr flexible Wohnformen und die grosszügige Umgebung ermöglicht einen individuellen Umgang miteinander. Die Betreuenden sind für die Mieter keine Unbekannten und ein Eintritt ins Pflegeheim kann entspannt und schrittweise angegangen werden.

Dies wird ein Trend in den nächsten Jahren sein: massgeschneiderte Betreuung und Hilfestellungen.

4.4 Testimonial

*Christian Rathgeb, Regierungsrat Kanton Graubünden,
Departement für Justiz, Sicherheit und Gesundheit (DJSG)*

—
Für mich ist die Stiftung Gott hilft eine Institution, die ein Dienstleistungsangebot im Sozialbereich aufweist, das in seiner generationenübergreifenden Breite einmalig ist.

Ich wünsche der Stiftung Gott hilft, dass ihr Einsatz für alle Generationen die gebührende Anerkennung durch die Gesellschaft findet und dass sie sich voll motiviert weitere 100 Jahre für Menschen in allen Lebensphasen in unserem Kanton engagiert.

—

5.0 Aus- und Weiterbildung

Mehr als eine Ausbildung

Interview Traumapädagogik

Alltagsflash

Testimonial

5.1 Mehr als eine Ausbildung (Andrea Grossen, Dozentin)

Pioniergeist bis heute behalten

Über 600 Studierende, die seither die Ausbildung absolviert haben. Viele von ihnen stellen im Rückblick fest: «Das war mehr als eine Ausbildung, das war eine Lebensschule.»

51 Jahre Höhere Fachschule in Zizers – über ein halbes Jahrhundert Ausbildung für Sozialpädagogik auf christlicher Grundlage in Graubünden. Über 600 Studierende, die seither die Ausbildung absolviert haben. Viele von ihnen stellen im Rückblick fest: «Das war mehr als eine Ausbildung, das war eine Lebensschule.» Die HFS Zizers (Höhere Fachschule für Sozialpädagogik) bietet eine kompetenzorientierte und wissenschaftlich abgestützte Berufsausbildung (HF-Niveau) zur Sozialpädagogin und zum Sozialpädagogen in zwei Formen an: als 3-jährige Vollzeitausbildung mit integrierter Wohngemeinschaft oder als berufsintegrierte Ausbildung über 4 Jahre. Der Studiengang ist von Bund und Kantonen anerkannt. Der Lehrplan richtet sich auf das breite Spektrum des sozialpädagogischen Berufsfeldes aus, also auf die gesamte Kinder-, Jugend- und Erwachsenenhilfe. Zusätzlich bietet die HFS als Weiterbildung seit diesem Jahr den Nachdiplomkurs in Traumapädagogik an. 51 Jahre sind seit der Gründung der «Gott hilft Mitarbeiterschule für Innere Mission» vergangen – eine Zeit geprägt von gesellschaftlichem und bildungspolitischem Wandel, der kontinuierliche Innovation und Entwicklung erforderte. Heute ist die HFS Zizers in der Bildungslandschaft der Sozialpädagogik etabliert. Dabei erwiesen sich die vier Leitlinien fachlich-wissenschaftlich, praxisnah, persönlich und christlich als zuverlässiger Kompass.

Bildungspolitisch ist die Schule von Beginn weg an vorderster Front aktiv dabei, beispielsweise als Gründungsmitglied der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Heimerzieher-schulen SAH.

fachlich-wissenschaftlich

Die Ausbildung stützt sich auf die aktuell verfügbare Theoriebildung in der Sozialpädagogik sowie auf Hintergrundtheorien angrenzender Wissenschaften.

praxisnah

Die HFS Zizers bietet eine duale Ausbildung an, in der schulische und berufspraktische Ausbildungselemente optimal verbunden werden, um die Studierenden zu einer vertieften beruflichen Kompetenz zu führen.

persönlich

Die Persönlichkeit der Studierenden und die Entwicklung der Selbst- und Sozialkompetenzen sind zentrale Anliegen der Ausbildung.

christlich

Grundlage des Auftrages der HFS Zizers ist der christliche Glauben. Die Werte und die sinnstiftende Kraft des christlichen Glaubens werden an der HFS Zizers mit aktuellen Ergebnissen aus Forschung und Lehre zusammengeführt.

Die HFS Zizers bietet Studierenden, die an Menschen und sozialen Zusammenhängen interessiert sind, eine praxisnahe Ausbildung. Ziel ist es, Fachpersonen für die Sozialpädagogik auszurüsten, die in ihren Berufsfeldern Zeichen setzen – persönlich und fachlich. Der Transfer zwischen Erfahrungen aus der Praxis und Lerninhalten

wird bewusst gefordert, die Anwendung der erlernten Theorien und Methoden im Berufsalltag gefördert. Voraussetzung für einen Lehrgang ist die Bereitschaft, sich als Person weiterzuentwickeln. Die HFS Zizers unterstützt diesen Prozess durch gezielte Förderung von sozialen und fachlichen Kompetenzen. Zudem werden Impulse gesetzt für die Verbindung von aktuellen Theorien der Sozialpädagogik und christlichen Inhalten.

Rückblick

Entstanden ist die HFS Zizers 1965 aus dem Bedürfnis der Stiftung Gott hilft heraus, ihren Kinderheimen und weiteren interessierten sozialpädagogischen Institutionen fachlich ausgebildetes und christlich motiviertes Personal zur Verfügung stellen zu können. Der starke Ausbau sozialer Institutionen in den Sechziger- und Siebzigerjahren verursachte in der ganzen Schweiz grosse personelle Engpässe und führte zur Gründung von neuen Erzieher-schulen. Auch die Kinderheime der Stiftung Gott hilft spürten diesen Mitarbeitermangel. Trotz prekärer finanzieller Situation, personellen Engpässen im Schulteam und fehlender fachlicher Anleitung der Schülerinnen und Schüler in den Praktika, wuchs die HFS Zizers dank starkem Pioniergeist und konkret erlebter Hilfe Gottes. Bildungspolitisch ist die Schule von Beginn weg an vorderster Front aktiv dabei, beispielsweise als Gründungsmitglied der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Heimerzieher-schulen SAH, und erlangt 1973 eine erste staatliche Anerkennung. 1991 wird aus der Evangelischen Heimerzieher-schule die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik. Der Namenswechsel macht deutlich, dass sich das Tätigkeitsfeld von Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen vom traditionellen Heim um das ambulante und teilambulante Berufsfeld erweitert hat.

Veränderungen in der schweizerischen Bildungspolitik führen dazu, dass neben der fachlichen und kantonalen Anerkennung, welche die HFS schon kurz nach ihrer Gründung erlangt hatte, auch eine eidgenössische Diplomanerkennung möglich wird. Diese wird im Jahr 2000 durch die interkantonale Erziehungsdirektorenkonferenz EDK ausgesprochen und ist einer der grössten Meilensteine in der Entwicklung der HFS.

Während vielen Jahren wurde die Schule als Vollzeitausbildung mit integrierter Wohngemeinschaft der Studierenden geführt. 2004 erhält der dreijährige Vollzeitstudiengang eine «Schwester», die vierjährige berufsintegrierte Ausbildung. Damit verdoppelt sich die Anzahl Studierender auf einen Schlag. Aufgrund des Zuständigkeitswechsels vom EDK zum Bund wird ebenso eine neue Anerkennung nötig. Diese wird der HFS 2011 zugesprochen.

Ausblick

Das Leitbild der HFS beschreibt vier starke Leitlinien, welche die Ausbildungsinstitution prägen: fachlich-wissenschaftlich, praxisnah, persönlich und christlich. Um die konkrete Ausgestaltung dieser Leitlinien wurde in den letzten 51 Jahren immer wieder neu gerungen. Sie

sollen auch für die Zukunftsgestaltung der Ausbildungsrichtungswesen bleiben. Als tragfähige Kernwerte der Vergangenheit sind sie die strategischen Leitwerte für morgen. Sie lassen für die Ausbildungs- und Schulentwicklung einen grossen Entfaltungsraum offen. Eine erfolgreiche Schulentwicklung braucht Freiheit und Innovation. Zugleich bewahren die vier Kernwerte die HFS vor Beliebigkeit und verleihen ihr ein nachhaltiges Profil.

5.2 Interview Traumapädagogik (Martin Zysset, Dozent)

Wieder leben lernen

Im Februar 2015 hat der erste Nachdiplomkurs Traumapädagogik voll ausgelastet mit 20 Teilnehmenden gestartet. Der Lehrgang wird in Zusammenarbeit mit der UPK (Universitäre Psychiatrische Kliniken) Basel angeboten. Martin Zysset, verantwortlich seitens der HFS Zizers, gibt im Interview Auskunft.

Was ist Traumapädagogik?

Traumapädagogik ist eine neue sozialpädagogische Bewegung, die sich traumatisierten Kindern und Jugendlichen widmet. Diese werden darin unterstützt, ihre belastenden Lebenserfahrungen zu überwinden und wieder leben zu lernen.

Was ist mit «leben lernen» gemeint?

Lernen, das zu entfalten, was an Potenzial in einem steckt; lernen, dass man wertvoll ist und seinen Raum in der Gemeinschaft finden kann; lernen, dass das eigene Leben erfüllend und sinnvoll ist. Dies alles und vieles mehr ist durch belastende Erfahrungen eingeschränkt worden oder gar verloren gegangen – und soll folglich wiedergewonnen werden.

Können Sie näher beschreiben, wie ganz allgemein mit traumatisierten Menschen in der Sozialpädagogik gearbeitet werden kann? Was sind zentrale Bausteine?

Im Zentrum der Traumapädagogik steht das Schaffen eines sicheren Ortes: Die traumatischen Erfahrungen dürfen sich auf keinen Fall wiederholen. Wohnräume, Tages- und Wochenstrukturen, Alltagsregeln usw. müssen Sicherheit vermitteln. Die Kinder und Jugendlichen nehmen ihr Leben wieder in ihre eigene Hand. Es geht um Selbstbemächtigung und Teilhabe an der Gemeinschaft. Sie lernen, mit ihren Emotionen umzugehen. Und wir erklären ihnen, weshalb sie – bedingt durch das Trauma – manchmal «anders ticken» und dass das grundsätzlich okay ist (Psychoedukation). Auch Transparenz schafft Sicherheit – Betroffene sollen wissen, wie wir mit ihnen arbeiten und weshalb. Und schliesslich gehören unsere eigene Sicherheit, Stabilität und eine positive, ermutigende Haltung mit zu diesem Konzept.

Traumapädagogik ist in aller Munde und scheint eine richtige Modeströmung zu sein. Warum ist sie so wichtig geworden?

Das hat vor allem zwei Gründe: Einerseits ist da die

Erkenntnis, dass in unseren sozialpädagogischen Institutionen etwa 70 Prozent der Kinder und Jugendlichen traumatische Lebenserfahrungen hinter sich haben und viele Verhaltensauffälligkeiten und Probleme in diesem Zusammenhang zu erklären sind. Diesem Umstand wurde bisher zu wenig Rechnung getragen. Traumapädagogik kann deshalb auch verstanden werden als Reaktion auf diese Erkenntnisse. Andererseits hat die Psychotraumatologie – die Erforschung traumatischer Erlebnisse und deren Folgen – in den letzten Jahren grosse Fortschritte gemacht. Traumapädagogik ist gewissermassen auch die konsequente Übertragung dieser Erkenntnisse in die sozialpädagogische Arbeit.

Die HFS Zizers bietet eine Ausbildung mit christlichem Profil an. Was hat Traumapädagogik mit christlicher Spiritualität zu tun?

Der Einbezug von Spiritualität und Transzendenz gilt in der heutigen Fachwelt als wichtige stabilisierende Kraft – auch in der Traumaverarbeitung – und zwar unabhängig vom konkreten weltanschaulichen Bekenntnis. An der HFS Zizers versuchen wir im Besonderen, die christliche Spiritualität für die sozialpädagogische Arbeit zu erschliessen, auch wenn es um traumatisierte Klientinnen und Klienten geht. Letztlich basiert die Traumapädagogik auf wesentlichen Werten und Haltungen, die auch im christlichen Glauben von zentraler Bedeutung sind: Hoffnung, Freude, Toleranz, Wiedergutmachung, Gerechtigkeit, Vertrauen und tragende Beziehungen.

Welche Bedeutung hat Traumapädagogik für die sozialpädagogische Grundausbildung an der HFS?

So gesehen müsste jede sozialpädagogische Grundausbildung auch die Grundlagen der Psychotraumatologie und Traumapädagogik einschliessen. Und das wird ziemlich sicher in den nächsten Jahren auch geschehen. Es gibt kaum ein sozialpädagogisches Arbeitsfeld, in dem nicht Menschen mit traumatischen Erfahrungen betreut werden. Darauf müssten eigentlich alle Studierenden der Sozialpädagogik vorbereitet werden.

Die Schule bietet nun einen Nachdiplomkurs (NDK) Traumapädagogik an. Wozu befähigt dieser Lehrgang die Teilnehmenden?

Banal gesagt können sie traumapädagogisch arbeiten. Das heisst, sie wissen, worauf es ankommt, um einen sicheren Ort zu schaffen. Sie können Mittel und Methoden anwenden, um die ihnen anvertrauten Menschen darin zu unterstützen, die belastenden Lebenserfahrungen hinter sich zu lassen und wieder leben zu lernen. Sie kennen ihre eigenen Ressourcen und Begrenzungen in der traumapädagogischen Arbeit und gehen professionell damit um.

Und wie läuft es rund um eine Anmeldung für diesen NDK?

Wer die Bedingungen erfüllt, kann sich gerne anmelden. Der nächste Kurs beginnt im Oktober 2016. Alle Infos dazu sind zu finden unter www.hoehere-fachschule-sozialpaedagogik.ch/de/nachdiplomkurs.

Im Zentrum der Traumapädagogik steht das Schaffen eines sicheren Ortes: Die traumatischen Erfahrungen dürfen sich auf keinen Fall wiederholen.

Letztlich basiert die Traumapädagogik auf wesentlichen Werten und Haltungen, die auch im christlichen Glauben von zentraler Bedeutung sind: Hoffnung, Freude, Toleranz, Wiedergutmachung, Gerechtigkeit, Vertrauen und tragende Beziehungen.

5.3 Alltagsflash

5.3.1 Studentin (Rahel Fritschi)

Ich starte mit der Frage: «Was ist der Sinn des Lebens?» Ratlose Gesichter, ein Seufzen ist zu hören.

Kunerbunt, interessant, inspirierend, sinnlich, in gewissen Situationen anspruchsvoll und herausfordernd, vielseitig, lebhaft und besonders abwechslungsreich: das sind Adjektive, die das Leben als Vollzeitstudentin an der HFS Zizers beschreiben. Verständlich, wenn man daran denkt, mit 23 Mitstudierenden in einer riesigen WG zu wohnen. Die Zeit geht rasend schnell vorbei und kaum hat man das Studium begonnen, gehört man schon wieder zu den «Grossen», den Drittklässlern. Häufig steht man im Clinch zwischen Leben geniessen mit vielen lieben Menschen (Langeweile ist im «Steinbock» ein Fremdwort) und Erledigen der anfallenden Arbeiten fürs Studium. Den Slogan unserer Schule «Mehr als studieren» kann ich in diesem Sinne doppelt unterstreichen.

Ich pendle zwischen Zürich und Zizers, zwischen Flachland und Bergen, zwischen Theorie und Praxis, zwischen gutem Essen und Landquarter Spezialitäten (frischer Döner oder weichgekochter Reis mit Dosenpilzen).

5.3.2 Student (Alex Preis)

Als Student der berufsintegrierten Ausbildung habe ich ein ausgefülltes Leben: Familie, Freunde, Hobbys, Arbeit, Schule, Modulabschlüsse. Auf die Woche hinaus gesehen heisst das: drei Tage Arbeit, ein Tag Schule, ein Tag mit meinem Sohn und daneben oder zwischendurch alles andere. Ich pendle zwischen Zürich und Zizers, zwischen Flachland und Bergen, zwischen Theorie und Praxis, zwischen gutem Essen und Landquarter Spezialitäten (frischer Döner oder weichgekochter Reis mit Dosenpilzen). In all diesen Wechseln hilft mir der Glaube.

Bei Gott kann ich immer wieder neu auftanken und damit aus vollem Herzen sagen: Als Student habe ich nicht nur ein ausgefülltes, sondern auch ein erfülltes Leben.

5.3.3 Dozentin (Martina Ammann-Caglia)

Morgenstund hat Gold im Mund – wie wahr! Die ruhige Zeit am frühen Morgen in den HFS-Räumen ist Gold wert. Die Sonne geht auf und beleuchtet bereits den Hausberg Calanda. Die bevorstehende Unterrichtseinheit kann nochmals kurz angeschaut werden. E-Mails werden gecheckt und beantwortet. Ein Studierender fragt: «Wie viele Seiten muss der Modulabschluss beinhalten?» Mein Guter, das steht in den Richtlinien... Eine andere Studierende sendet ihren aktuellen Lernbericht und erhält eine Rückmeldung. So, jetzt aber schleunigst zum Unterricht. Zwei Studierende trudeln kurz vor neun Uhr in den Unterrichtsraum. Wunderbar, nun sind wir komplett und können beginnen. Ich starte mit der Frage: «Was ist der Sinn des Lebens?» Ratlose Gesichter, ein Seufzen ist zu hören. «Was macht das Leben sinnvoll?» Aha! Erleichterung ist spürbar. Über persönliche Werte wie tragende Beziehungen, Familie, Glaube an Gott usw. lässt sich diese Frage einfacher beantworten. Im sozialpädagogischen Alltag machen wir uns mehr Gedanken über Strukturen, Regeln, Prozesse, Rituale. Das ist zweifelsohne pädagogisch relevant und wertvoll – aber im Alltag für den subjektiven Entwicklungsschritt auch sinnvoll? Für wen? Für welche Klienten, welche Situation, in welcher Intensität? Diese Themen gehen nahe – den Studierenden und mir. Sie fordern heraus: persönlich, christlich, praktisch, fachlich. Am Ende des Tages heisst es loslassen und abgeben. Macht Sinn!

5.4 Testimonial

*Pfr. Dr. Johannes Flury, Mitglied der Schulkommission
der HFS Zizers*

–
Von meiner Jugend in Seewis bis zur heutigen Funktion als Schulrat der HFS Zizers erlebe ich immer neue Facetten der Stiftung Gott hilft. Ich wünsche der Stiftung und besonders der HFS, dass sie immer neu beide Pfeiler stärkt: Professionalität und Spiritualität.
–

6.0 Ausblick

Aufbruch nach vorne

Interview Geld und Geist

6.1 Aufbruch nach vorne (Daniel Zindel, Gesamtleiter und Theologischer Leiter)

Über die Herkunft in die Zukunft

Herkunft gestaltet Zukunft. Es geht dabei nicht um eine Tradition, die wir wie Asche aufbewahren, sondern um eine Mission, die wir wie ein Feuer hüten.

Wo steht die Stiftung Gott hilft in 25 Jahren? Wird sie auch in Zukunft ihre Dienstleistungen in der Kinder-, Jugend- und Flüchtlingshilfe, in der Aus- und Weiterbildung von Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, in der Altersarbeit und in geistlich-theologischen Tätigkeitsfeldern anbieten? Und wie werden sich die Bedürfnisse der Menschen und der Markt entwickeln? Eine Prognose. Mit Blick nach vorne. Und zurück.

Leben entwickelt sich nie linear. Eine sorgfältige Antizipation der Zukunft gehört zur Leitungsverantwortung. Wir müssen aber auch mit Überraschungen rechnen. Es wird Unvorhergesehenes, Brüche und Sprünge geben. Für mich gehört darum neben der Analyse von zukünftigen Entwicklungen auch das Wissen um das, was uns in der Vergangenheit stark gemacht hat, zur Zukunftsplanung. Herkunft gestaltet Zukunft. Es geht dabei nicht um eine Tradition, die wir wie Asche aufbewahren, sondern um eine Mission, die wir wie ein Feuer hüten.

Für mich sind die vier Kernwerte aus dem Leitbild der Stiftung Gott hilft die DNA unserer Organisation: «Wir handeln spirituell, menschlich, fachlich und wirtschaftlich.» Diese Erbinformationen unserer Organisation sind auch für eine zukünftige Entwicklung wesentlich. Ebenso sind mir die vier Kernwerte wertvolle Führungsinstrumente, die uns beim Steuern in die Zukunft helfen.

Spirituell

Wir werden in Zukunft an interreligiöser und interkultureller Kompetenz noch zulegen. Dabei ist gerade eine starke eigene, geistliche Identität Grundlage für einen gelingenden Dialog mit anderen Weltanschauungen.

Unser Handeln wollen wir vor Gott, dem Schöpfer allen Lebens, verantworten. Jesus Christus ist uns mit seinem Leben, seinen Haltungen Vorbild. Wir erwarten vom Heiligen Geist Gaben und Führungsimpulse in unserer Arbeit. Unsere christliche Spiritualität ist uns als Mitarbeitenden eine Ressource für das Handeln im Alltag. Wir achten dabei die Meinungs- und Glaubensfreiheit unserer Klientinnen und Klienten und begegnen ihrem Glauben, ihrer Religion, ihrem Lebensentwurf mit Respekt. Wir werden in Zukunft an interreligiöser und interkultureller Kompetenz noch zulegen. Dabei ist gerade eine starke eigene, geistliche Identität Grundlage für einen gelingenden Dialog mit anderen Weltanschauungen.

Menschlich

Wir haben es letztlich nicht mit Klientinnen und Klienten zu tun. Vom Säugling bis zum Greis, die wir in unserer generationenübergreifenden Arbeit begleiten, soll immer der Mensch im Mittelpunkt sein. Der Mensch in seiner

Grösse und Schönheit. Der Mensch in seiner Zerbrechlichkeit und Schwäche. Das gilt auch für uns als Mitarbeitende. Wir sind auch Menschen aus Fleisch und Blut und keine Maschinen. Diese Haltung soll nicht nur eine menschliche Atmosphäre in unseren Betrieben prägen. Wo es «menschelt», wissen wir auch um die Notwendigkeit von Strukturen, geregelten Prozessen, Kontrollmechanismen und Management der Qualität. Das führt uns zum nächsten:

Fachlich

Unser Handeln ist professionell und richtet sich nach der «best practice» der verschiedenen Branchen aus, in denen wir tätig sind. Das bedeutet eine permanente Auseinandersetzung mit den fachlichen Neuentwicklungen in unseren Arbeitsgebieten. Immer mehr werden die Profis aber auch durch Laien unterstützt und ergänzt werden.

Das ehrenamtliche Engagement im Sozialwesen wird aus verschiedenen Gründen steigen. Wir werden in Zukunft noch vermehrt ehrenamtliche Mitarbeitende, vorwiegend (Früh-)Pensionierte in unsere Reihen integrieren. Diese haben ein Bedürfnis nach Sinn und Zugehörigkeit. Sie sind fit. Sie wollen nicht im Wartsaal zum Tod ihre Zeit zerstreuen, sondern ihren reichen Schatz an Kompetenzen als Erntedank weitergeben. Wie gelingt eine gute, zielführende Kooperation von Professionellen und Amateuren (lat. amare), die sich aus Liebhaberei diakonisch einsetzen wollen?

Wirtschaftlich

In all unserem Handeln stellen wir uns den ökonomischen Realitäten. Wir werden in Zukunft noch unternehmerischer sein und unsere Ressourcen noch konsequenter wirtschaftlich nutzen. Wir werden unser Geld auf dem Markt durch unsere Dienstleistungen verdienen. Für unsere geistlich-theologischen Angebote werden wir weiterhin auf Spenden angewiesen sein. Dies ist auch in einzelnen sozialen Projekten der Fall. Spenderinnen und Spender sind dabei für uns nicht einfach Milchkuhe, sondern Partner, die in unsere Auftragsgemeinschaft eingebunden sind und am Sinn unserer Mission Anteil haben.

Zusammenführung und Praxisbezug

In unserem Leitbild heisst es weiter: «Im Zusammenführen dieser Aspekte und im Praxisbezug wollen wir wegweisend sein.» Die vier Werte sollen konsequent miteinander in Verbindung gebracht und in der Praxis gelebt werden. Sie gleichen also nicht unabhängigen Schubladen einer Kommode, wo man am Sonntag die spirituelle und montags bis freitags die fachlich-ökonomischen herauszieht. Die vier Kernwerte kommen miteinander im Zusammenspiel zum Tragen, ohne dass man

sie in falscher Art und Weise miteinander vermischt. Das Ganze geschieht nicht in der Theorie, sondern in der Praxis, beispielsweise wenn es darum geht, einen Familienvater von vier Kindern entlassen zu müssen. Der Praxisbezug und das Zusammenführen der vier Aspekte eröffnen viele Spannungsfelder. Sie werden auch in Zukunft viel Konfliktpotential in sich bergen. Das ist gut so! So ist das Leben: spannungsvoll, voller Kontraste, bestehend aus Regelkreisen, die miteinander in einer Wechselwirkung stehen. Wenn sich Unternehmen diesen Grundgesetzen des Lebens anpassen, entwickeln sie sich nachhaltig. Es macht keinen Sinn, rote Linien zu überschreiten, nur um schwarze Zahlen zu schreiben. Es macht keinen Sinn, den Menschen im Zentrum zu haben und dabei Liquidität, Qualität und Reputation zu verlieren. Es macht keinen Sinn, die Welt zu gewinnen und dabei seine Seele zu verlieren. Es macht keinen Sinn, Gott an der Welt und ihren Nöten vorbei suchen zu wollen. Es ist aber höchst sinnvoll und fruchtbar, sich in diesen Spannungsfeldern mit ihren «checks and balances» von christlicher Spiritualität und Ethik, Menschenzentriertheit, Professionalität und Ökonomie weiterzuentwickeln. Das möge der Stiftung Gott hilft auch in Zukunft gelingen.

Im Zeitalter der mittelalterlichen Völkerwanderungen mit allen politischen Verwerfungen, die sie auslösten, waren die Klöster als geistige, geistliche und ökonomische Zentren sichere Orte mit Ausstrahlung. Auch heute ist in unserer Welt viel in Bewegung. Als Auftragsgemeinschaft Stiftung Gott hilft, die sich im Rahmen der sozialen Arbeit dem «ora et labora» verpflichtet weiss, soll sie für die Öffentlichkeit auch in Zukunft sichere Orte bereitstellen. Sie soll der Gesellschaft ein verlässlicher Partner mit bewährten und innovativen Angeboten im Sozial- und Sinnbereich bleiben. Wenn dabei als Nebenprodukte Orientierungshilfe und Sinnstiftung entstehen – umso besser.

6.2 Interview Geld und Geist (Michael Wyss)

Einzigartig in Vertrauen und Planung

Die Geschichte der Stiftung Gott hilft wurde immer schon von Co-Autoren geschrieben: von einem Gott, der Glaubensmut belohnte und von engagierten Mitarbeitenden, die sich in hohem Masse mit ihrem Auftrag identifizierten. Aus finanzieller Sicht wird es auch in Zukunft wegweisend sein, hochqualifizierte Angebote für die öffentliche Hand zu leisten und gleichzeitig immer wieder selber Ressourcen für Projekte zu beschaffen.

Wie steht es finanziell um die Stiftung?

So, wie ich das zum jetzigen Zeitpunkt beurteilen kann, ist die Stiftung Gott hilft nach diesen ersten hundert Jahren finanziell gut aufgestellt. Die Stiftungsbetriebe erwirtschaften einen jährlichen Umsatz von 21,5 Millionen Franken. Die Bilanzsumme beträgt rund 61 Millionen

Franken, wovon 38,5 Millionen zum Eigenkapital zählen. Das Eigenkapital besteht grundsätzlich in Form von Liegenschaften an den einzelnen Standorten, welche nicht oder nur moderat belehnt sind.

Die Betriebsrechnungen der letzten Jahre zeigen durchschnittlich moderate Fehlbeträge in einzelnen Betrieben und für die Stiftung insgesamt.

Um die generelle Ertragslage zu verbessern und einem fortlaufenden Abbau der Eigenkapitalwerte entgegenzuwirken, sind meiner Meinung nach einerseits die vereinbarten Tarife für unsere Leistungen teils zu überprüfen und andererseits sollten die Ergebnisse der Liegenschaftsrechnungen auf eine nachhaltige Basis verbessert werden.

Im Bereich der spendenfinanzierten Projekte schlage ich vor, künftig mit einer gezielten und aktiveren Bewirtschaftung des Spendenmarktes eine Entlastung der Rechnung anzustreben.

Insgesamt ist aus den Finanzkennzahlen klar der Charakter der Non-Profit-Organisation erkennbar. Entsprechend liegt mein Augenmerk betreffend Finanzen auf der nachhaltigen Bewirtschaftung und der Substanz der vorhandenen Ressourcen.

Wurde gut gewirtschaftet über die Jahre?

Das hundertjährige Bestehen einer sozialen Organisation ist an und für sich schon ein ausserordentlicher Leistungsausweis, würde ich sagen.

Ganz offensichtlich wurden die Dinge während einem ganzen Jahrhundert auch in finanzieller Hinsicht immer wieder richtig gemacht.

Was hat sich verändert über die Zeit?

Gerade im Umgang mit Geld und Ressourcen ist die Stiftung in den ersten 87 Jahren einen erfolgreichen und einzigartigen Weg gegangen. Bis vor 13 Jahren sorgte sie für praktisch alle finanziellen Bedürfnisse ihrer Mitarbeitenden, vom Tag des Eintritts bis zu ihrem Tod. Sie zahlte den Mitarbeitenden und ihren Familien nur ein für die meisten bescheidenes Sackgeld aus.

Im historischen Zusammenhang ist dabei sicher bemerkenswert, wie gut der Stiftung im 2003 der grundlegende Systemwechsel gelungen ist von der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft mit ihrem Bedürfnislohnsystem hin zu einer christlichen Auftragsgemeinschaft mit attraktiven Anstellungsbedingungen!

Die vielerorts überdurchschnittlichen Dienstalalter und die anhaltend hohe Motivation der Mitarbeitenden sprechen eine deutliche Sprache, wie ich finde.

Was können wir aus der Stiftungsgeschichte lernen in Bezug auf Finanzen?

«Über Geld spricht man nicht. Man hat es». So die bekannte Redensart, die vielleicht in ihrer eigenen Bedeutung auch die zentrale, historische Vorstellung zur Geldfrage gut trifft.

Aus einer Leitungssitzung vor ca. fünfzig Jahren im Zusammenhang mit einer Frage zur Finanzierung von geplanten Kosten folgende Antwort der Stiftungsleitung überliefert: «Jeder glaubt für seine eigenen Finanzen.» Trotz meiner professionellen Überzeugung und Begeisterung für Planungs- und Controlling-Werkzeuge im Zusammenhang mit der Führung einer Organisation unserer Grösse und Vielfalt, fasziniert mich die oben zum Ausdruck gebrachte Haltung als Gegenstück zu einer

Es soll immer der Mensch im Mittelpunkt sein. Der Mensch in seiner Grösse und Schönheit. Der Mensch in seiner Zerbrechlichkeit und Schwäche. Das gilt auch für uns als Mitarbeitende.

Das hundertjährige Bestehen einer sozialen Organisation ist an und für sich schon ein ausserordentlicher Leistungsausweis, würde ich sagen. Ganz offensichtlich wurden die Dinge während einem ganzen Jahrhundert auch in finanzieller Hinsicht immer wieder richtig gemacht.

zeitgemässen, systemischen Finanzplanung. Es war offenbar ja gerade die Philosophie und Finanzstrategie der «alten Stiftung», dass zunächst nach dem Auftrag Gottes gefragt wurde. Aus einer erkannten Not und einem erkannten Auftrag nach dem Willen Gottes wurde dann zur Tat geschritten. Dabei erlebte man, wie die Finanzen zusammenkamen bzw. wie Gott versorgte. Durch die gesamte Stiftungsgeschichte hindurch gibt es hierzu eindrückliche Beispiele, die staunen lassen! Immer stand der «Auftrag» im Vordergrund, die gute Idee, an der man unbeirrt festhielt. Ohne den damals für viele zweifellos sehr bescheidenen Lebensstil der Mitarbeitenden selber erlebt zu haben oder schönreden zu wollen, fasziniert mich, mit welcher Überzeugung die Dinge offenbar in Angriff genommen wurden, wenn deren Notwendigkeit erkannt war. Wie erwähnt, waren viele Jahre und bis 2003 geprägt davon, dass die Menschen aus einer inneren Überzeugung heraus, sich für die Sache der Stiftung einsetzten und dabei auch auf die übliche finanzielle Entschädigung verzichteten. Im Vordergrund standen viel eher die Idee, eine Berufung und eine selbstlose Werthaltung, welche oft tief im persönlichen Glauben der Mitarbeitenden verankert war. Noch heute klingt solch kompromisloses Gottvertrauen an und fordert mich täglich heraus, wenn es darum geht, «dass Geld nicht alles sei»!

bewirtschaftung und Leistungsverrechnung für interessant. Aber auch die weitere, massvolle Optimierung zentraler Leistungen an grösseren Standorten und damit verbundene Synergien wollen geprüft werden. Dass das wirtschaftlich interessante Bedürfnislohnsystem der Stiftung als Relikt aus alten Tagen überholt wurde, kann zwar auch aus ökonomischer Sicht bedauert werden. Einen Weg zurück schliesse ich jedoch aus. Es bleibt die Strategie, dass sich die Stiftung Gott hilft auch künftig mit guten Ideen und mit Mitarbeitenden mit einer starken Vision und Identifikation sozial für die Menschen einsetzt und so für Spender und andere Geldgeber attraktiv bleibt.

Es bleibt die Strategie, dass sich die Stiftung Gott hilft auch künftig mit guten Ideen und mit Mitarbeitenden mit einer starken Vision und Identifikation sozial für die Menschen einsetzt und so für Spender und andere Geldgeber attraktiv bleibt.

Wie finanziert sich die Stiftung heute?

So vielfältig das Angebot, so vielfältig die Finanzierung: Die Schul- und Jugendheime sowie die Pflegefamilien und Flüchtlingswohngruppe, aber auch die Sozialpädagogische Fachstelle, sind weitgehend über Leistungsvereinbarungen mit den Standortkantonen und über Tagessätze der Auftraggebenden finanziert. Die finanziellen Betriebsrisiken sind in diesen Fällen meist planbar. Ebenso, wenn auch leider mit weniger unternehmerischem Freiraum, erfolgt die Kostendeckung im Bereich der Altersarbeit aufgrund der kantonalen Vorgaben. Anders sieht es für den Hotelbetrieb aus. Hier spielt der Markt und aktuell weht bekanntlich nicht nur uns eine steife Brise entgegen. Und schliesslich sind da noch der Betrieb der christlichen Beratungsstelle Rhynerhus, das Projekt für die Waisenkinder in Uganda sowie alle übrigen diakonischen Dienste, die innerhalb und ausserhalb der Stiftung wahrgenommen und geleistet werden. Für diese Angebote sind wir auf Spenden und Lohnbeiträge der eigenen Mitarbeitenden angewiesen.

Wie finanziert sich die Stiftung morgen?

Die Finanzierung der Stiftungsangebote gehört mitunter zu meinen herausforderndsten Aufgaben – auch in Zukunft. Gerade für eine Organisation wie die Stiftung Gott hilft, wo Innovation und Flexibilität von Beginn weg grossgeschrieben wurden, weil sie «dem Leben die Frage stellt, wer wirklich Hilfe braucht», scheint mir auch die Beweglichkeit in Finanzierungsfragen wesentlich. Wo heute ein Grossteil unserer Kosten über Leistungsvereinbarungen und fixe Tarife gedeckt ist, gehe ich davon aus, dass in den kommenden Jahren die nichtstaatliche Finanzierung für die Stiftung und ihre Leistungen wieder wichtiger wird. Entsprechend halte ich Alternativen wie ein optimiertes Spendenmanagement oder eine proaktive Ressourcen-



1

1 → Seiten 6–8
Kinderheim Zizers
ca. 1945



2



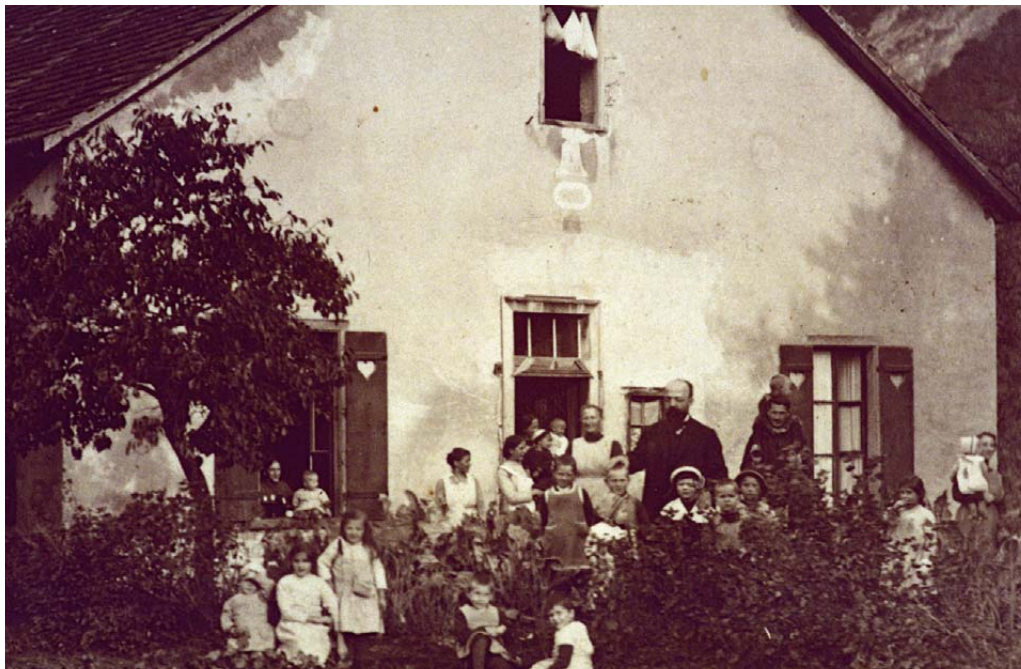
3

2 → Seiten 6–8
Emil und Babette Rupflin
in den ersten Jahren
Felsberg ca. 1920

3 → Seiten 6–8
Mittagstisch unter freiem
Himmel
Felsberg ca. 1920



4



5

4 → Seiten 6–8
Erstes Schulzimmer in
Zizers
Bahnwagen der Rhätischen
Bahn ca. 1924

5 → Seiten 6–8
Wiege der Stiftung
Glockengiesserei in Felsberg
ca. 1918



6



7



8



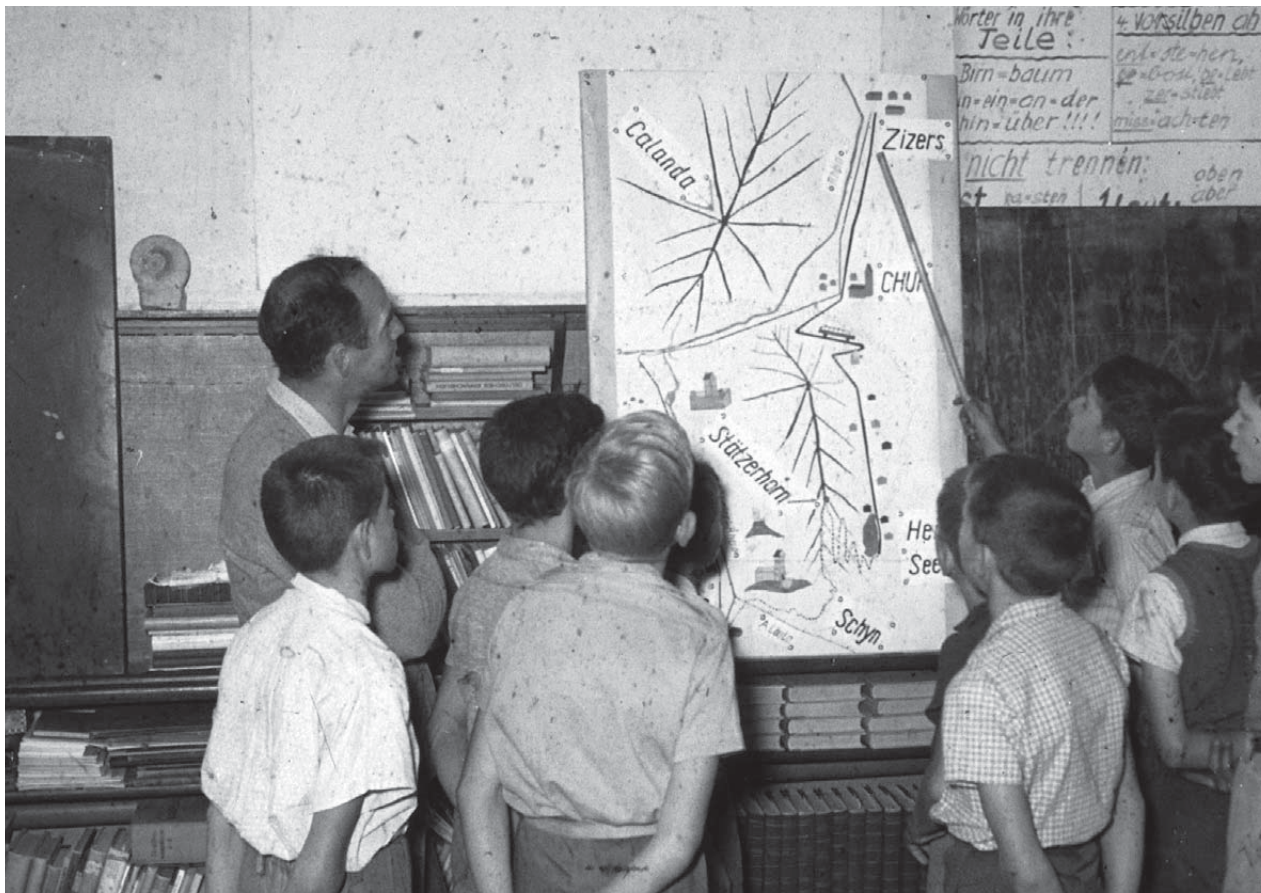
9

6 → Seiten 6–8
Jahresfest
Kinderheim Zizers ca. 1945

7 → Seiten 6–8
Schulsausflug
Kinderheim Zizers ca. 1935

8 → Seiten 6–8
Arbeit auf dem Feld
Felsberg ca. 1930

9 → Seiten 6–8
Ausflug mit Ross und Wagen
ca. 1930



10



11



12



13



14



15

11 → Seiten 11–15
Leibesübungen (Turnen)
im Freien
Kinderheim Zizers ca. 1925

12 → Seiten 11–15
Schreibunterricht
Schulheim Wiesen ca. 1975

13 → Seiten 11–15
«Ringelreihe» mit
den Kleinen
Schulheim Zizers ca. 1950

14 → Seiten 11–15
Spielen und Lernen
Kinderheim Zizers ca. 1940

15 → Seiten 11–15
Unterrichtsstunde der
Oberstufe
Kinderheim Zizers ca. 1956



16



17

16 → Seite 31
Christian Rathgeb
Regierungsrat
Kanton Graubünden

17 → Seite 18
Karl Diethelm
Präsident Integras



18



19



20

18 → Seite 9
Eveline Widmer-Schlumpf
Alt Bundesrätin

19 → Seite 25
Wilf Gasser
Präsident SEA

20 → Seite 35
Johannes Flury
Mitglied Schulkommission



21



22

21 → Seite 15
Heinz Zindel
Ehemaliger Gesamtleiter und
Stiftungsratspräsident

22 → Seite 14
Ricardo Ardüser
Ehemaliger des Kinderheims
Gott hilft in Zizers



23



24



25



26

23 → Seite 15
Richard Hebeisen
Ehemaliger Mitarbeiter
und Stiftungsrats-
präsident

24 → Seite 14
Dolma Bamert
Ehemalige des
Schulheims in Zizers

25 → Seite 15
Loni Wapp
Ehemalige des Kinderheims
Gott hilft in Zizers

26 → Seite 15
Helena Kozelka
God Helps Uganda



27



28

27 → Seiten 10–16
Arbeiten und Lernen
Hinterforst ca. 1930

28 → Seiten 10–16
Freizeit mit Spiel
Sais ca. 1950



29



30



31



32



33

29 → Seiten 10–16
Velolager

30 → Seiten 10–16
Spielen zu zweit

31 → Seiten 10–16
Pause beim Wandern

32 → Seiten 10–16
Tanzen in Uganda

33 → Seiten 10–16
Helfen auf dem Bauernhof

34 → Seiten 10–16
Unterricht im Schulheim



34



35



36



37



38



39



40



41



42



43



44



45



46

35 → Seite 17
Andreas Hirzel
Schulsozialpädagoge

41 → Seite 28
Christian Bösch
Technischer Dienst

36 → Seite 35
Martina Ammann-Caglia
Dozentin

42 → Seite 16
Simon Bühler
Sozialpädagoge

37 → Seite 24
Teresa Roth
Rezeptionistin

43 → Seite 24
Angela Schmidt
Psychotherapeutin

38 → Seite 28
Susanna Follack
Pflegefachfrau

44 → Seite 35
Alex Preis
Student

39 → Seite 35
Rahel Fritschi
Studentin

45 → Seite 16
Rahel Wyss
Lehrerin

40 → Seite 17
Rahel Reinhard
Familienbegleiterin

46 → Seite 17
Urs Klauser
Field Director



47



48

47 → Seite 21
Ora et labora –
Beten und Arbeiten
Elise Schiess (Verant-
wortliche für Finanzen)
mit Emil Rupflin
Kinderheim Gott hilft,
Zizers

48 → Seite 24
Lobpreis mit Band
Jahresfest 2015



49



50



51



52



53



54



55

49 → Seite 23
Dio Aiuta
Pura, Tessin ca. 1950

50 → Seite 23
Speisesaal Dio Aiuta
ca. 1970

51 → Seite 23
Sicht vom Dio Aiuta zum
Hauptgebäude
Hotel Paladina 2015

52 → Seite 23
Speisesaal heute
Mediterrane Küche im Hotel
Paladina

53 → Seite 23
Aussicht geniessen
Region Ponte Tresa nahe
Lago di Lugano

54 → Seite 22
Beratungsgespräch
Beratungsstelle Rhynerhus
2016

55 → Seite 22
Seminar Erziehung
Beratungsstelle Rhynerhus
2015



56



57



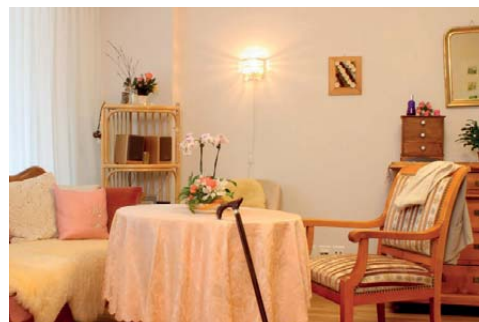
58



59



60



61

56 → Seite 28
Obstgarten pflegen
ca. 1950

57 → Seite 28
Gegenseitige Unterstützung
ca. 1985

58 → Seite 28
Spielrunde im Spitz
ca. 1980

59 → Seite 28
Tägliche Andacht
ca. 1995

60 → Seite 28
Aktivierung
2015

61 → Seite 28
Zimmer mit eigenen Möbeln
2015

62 → Seite 28
Hochbetrieb in der Küche
2016

63 → Seite 28
Mittendrin statt nur dabei
Gemeinschaft 2013



62



63



64



65



66



67

64 → Seite 33
Kreatives Gestalten mit Ton
Schiers 1974

65 → Seite 33
Pausenapfel zur Stärkung
1976

66 → Seite 33
In der Bibliothek
ca. 1974

67 → Seite 33
Diplomfeier
1979



68



69



70

68 → Seite 33
Vom Steinbock zur Schule
2015

69 → Seite 33
Unterricht multimedial
2014

70 → Seite 33
Kreatives Arbeiten mit Farbe
2013

71 → Seite 33
Recherchieren im Internet
2015



71

Stiftung Gott hilft

sozial.engagiert.

Schulheim Scharans

Schule und Wohnen für Kinder und Jugendliche

Schulheim Zizers

Schule und Wohnen für Kinder und Jugendliche

Jugendstation ALLTAG

Schule, Wohnen und Lehrbegleitung für Jugendliche

Sozialpädagogische Pflegefamilien SGh

Familiärer Lebensraum für Kinder

Sozialpädagogische Fachstelle SGh

Sozialraumorientierte Angebote aus einer Hand

HFS Zizers

Höhere Fachschule für Sozialpädagogik

Entwicklungsprojekt God Helps Uganda

Hilfe für Kriegs- und Aidswaisen

Beratungsstelle Rhynerhus

Therapie, Seelsorge, Elterncoaching

Serata Zizers

Alters- und Pflegezentrum

Paladina

Schönste Ferien im Tessin

Rund 100 Jahre Engagement an der Gesellschaft! Seit der Gründung 1916 setzen wir uns als Stiftung Gott hilft sozial für Menschen in allen Lebensphasen ein. Wir tun dies heute noch mit einer starken Vision und einer Identifikation, die weit über unsere tägliche Arbeit hinausgeht. Weil wir dem Leben die Frage stellen, wer wirklich Hilfe braucht, setzen wir uns generationen- und kulturübergreifend ein. So vereinen sich in der Gesamtstiftung pädagogische Angebote, ein Auslandprojekt, Sozialpädagogische Aus- und Weiterbildung, Beratung, Spiritualität und Erholung sowie Angebote zur Gestaltung des Lebensabends. Dabei steht immer der einzelne Mensch mit seiner einzigartigen Würde im Vordergrund. Wir sind uns unserer Geschichte, die auf dem christlichen Glauben beruht, bewusst. Der christlichen Spiritualität und Wertehaltung wissen wir uns auch heute verpflichtet. Gleichzeitig sind wir zukunftsgerichtet und streben Innovation aktiv an, sodass unsere Angebote nicht nur Einzelne erreichen, sondern die Gesellschaft langfristig und nachhaltig stärken. Seit jeher stellen wir unsere Dienste der Öffentlichkeit zur Verfügung und fragen uns, wie unsere Hilfe noch weiter reichen und tiefer greifen kann. In diesem Sinne gestalten und fördern wir Leben als ganze Stiftung Gott hilft. sozial.engagiert.

Stiftung Gott hilft
Kantonsstrasse 6
7205 Zizers
Tel. 081 307 38 00
PC 70-646-2
info@stiftung-gotthilft.ch
www.stiftung-gotthilft.ch

Bruno Müller
Präsident des Stiftungsrates
7203 Trimmis
Tel. 081 353 63 56

Pfr. Daniel Zindel
Gesamtleitung und
Theologische Leitung
Tel. 081 307 38 03

Michael Wyss
Leitung Administration
Finanz- und Bauwesen
Tel. 081 307 38 04

Martin Bässler
Leitung Pädagogische Angebote
Tel. 081 307 38 05

Schulheim Zizers
Daniel & Maria Rothenbühler
Kantonsstrasse 16
7205 Zizers
Tel. 081 300 01 30
PC 70-4848-8
info@schulheim-zizers.ch
www.schulheim-zizers.ch

Schulheim Scharans
Christophe & Lis Sambale
Garveras
7412 Scharans
Tel. 081 650 02 02
PC 70-168-1
info@schulheim-scharans.ch
www.schulheim-scharans.ch

Jugendstation ALLTAG
Reto Giger
Ifangweg 2
7203 Trimmis
Tel. 081 650 04 04
PC 90-154713-2
info@jugendstation-alltag.ch
www.jugendstation-alltag.ch

Herausgeber: Stiftung Gott hilft
Redaktion: Daniel Zindel, Gesamtleiter
Philip Keller, Kommunikation
Textbearbeitung & Korrektorat:
Jonathan Schmidt, Die Architexten
Konzept und Gestaltung: Sechstagerwerk
Druck: Druckerei Landquart
Auflage: 15'000 Exemplare

Sozialpädagogische
Pflegefamilien SGH
Rebhaldenstrasse 7
8704 Herrliberg
Tel. 044 915 27 86
info@spp-sgh.ch
www.spp-sgh.ch

Sozialpädagogische
Pflegefamilie Heusser
Daniel & Kathrin Heusser
Rebhaldenstrasse 7
8704 Herrliberg
Tel. 044 915 27 86
PC 80-36613-2
heusser@spp-sgh.ch
www.spp-sgh.ch

Sozialpädagogische
Pflegefamilie Stricker
Michele & Nadia Stricker
Rebhaldenstrasse 5
8704 Herrliberg
Tel. 044 915 15 50
PC 80-33782-0
stricker@spp-sgh.ch
www.spp-sgh.ch

Sozialpädagogische
Pflegefamilie Fitzi
Beat & Esther Fitzi
Rohrhaldenstrasse 25
8712 Stäfa
Tel. 044 926 17 52
PC 80-17887-3
fitzi@spp-sgh.ch
www.spp-sgh.ch

Beratungsstelle Rhynerhus
Käthi Zindel
Kantonsstrasse 22
7205 Zizers
Tel. 081 307 38 06
PC 70-8737-8
info@rhynerhus.ch
www.rhynerhus.ch

Hotel Paladina
Mario & Debora Mosimann
6984 Pura
Tel. 091 611 20 00
PC 69-7179-5
info@paladina.ch
www.paladina.ch

HFS Zizers
Höhere Fachschule für
Sozialpädagogik
Stefan Mahr
Kantonsstrasse 8
7206 Igis
Tel. 081 307 38 07
info@hfs-zizers.ch
www.hfs-zizers.ch

HFS Wohngemeinschaft
Evi Zumsteg
Unterdorfstrasse 20
7206 Igis
Tel. 081 322 27 05
info-wg@hfs-zizers.ch
www.hfs-zizers.ch

Sozialpädagogische
Fachstelle SGH
Martin Bässler
Kantonsstrasse 22
7205 Zizers
Tel. 081 307 38 38
PC 70-2067-6
info@fachstelle-sgh.ch
www.fachstelle-sgh.ch

Entwicklungsprojekt
God Helps Uganda
Urs und Ursula Klausner
7205 Zizers
Tel. 081 307 38 00
PC 90-112156-4
info@godhelps-uganda.org
www.godhelps-uganda.org
P.O. Box 28123
Kampala / Uganda

Serata Zizers
Alters- und Pflegezentrum
Rolf & Trudi Roider
Kantonsstrasse 10
7205 Zizers
PC 70-6548-5
Tel. 081 307 13 10
info@serata-zizers.ch
www.serata-zizers.ch

Spendenkonto: 70-646-2
IBAN CH11 0900 0000 7000 0646 2
BIC POFICHBEXXX

Deutschland
Postbank Stuttgart NL
Kto. 371.781.706
BLZ 6001.0070

